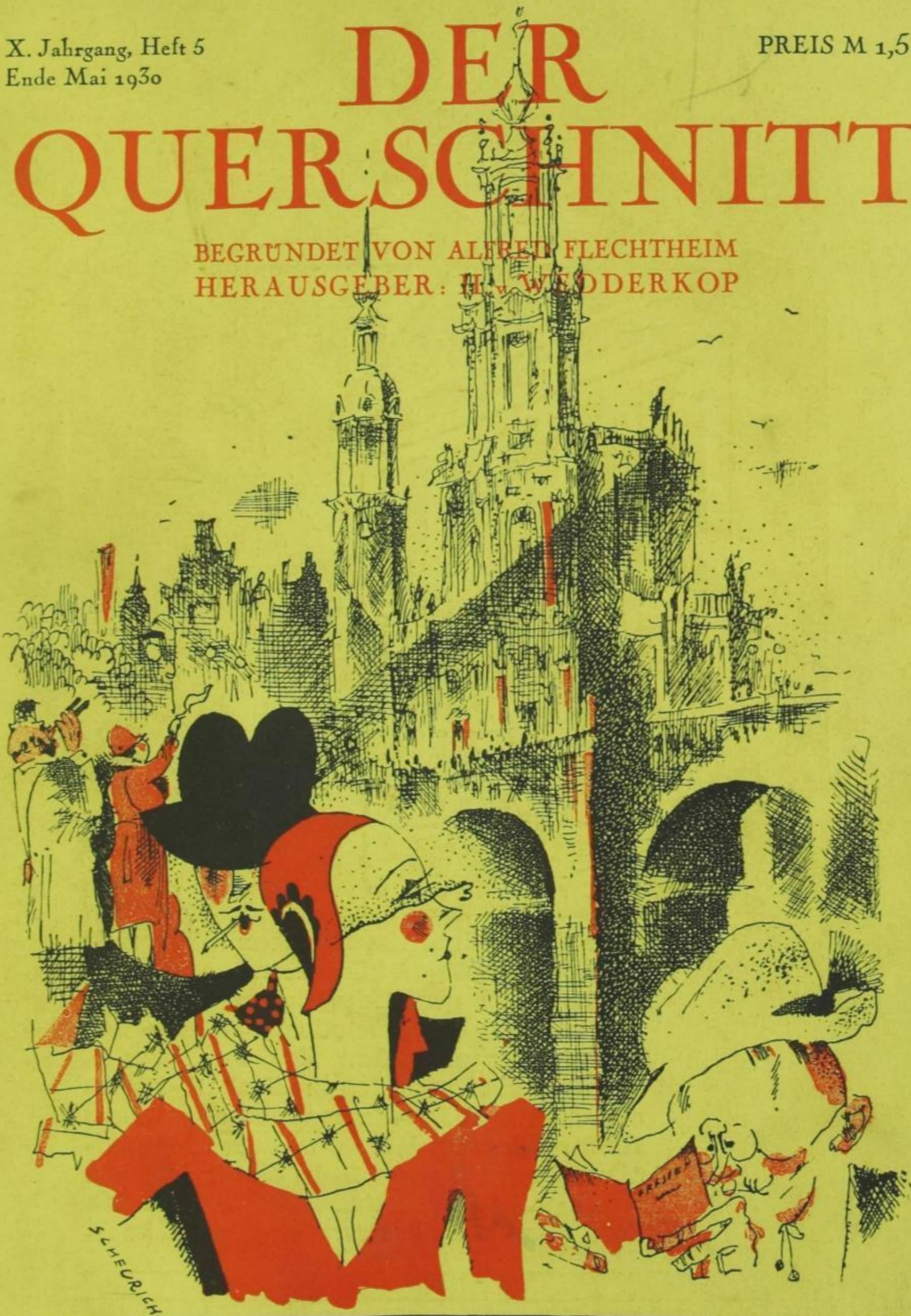


X. Jahrgang, Heft 5
Ende Mai 1930

PREIS M 1,50

DER QUERSCHNITT

BEGRÜNDET VON ALFRED FLECHTHEIM
HERAUSGEBER: H. WEDDERKOP



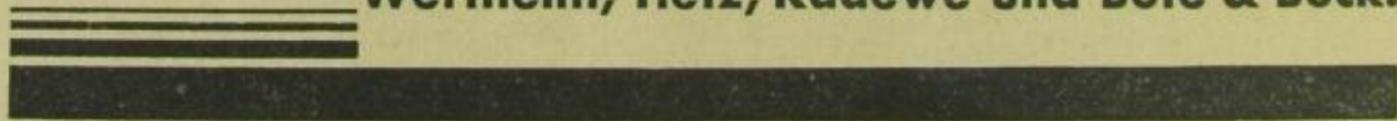
IM PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN

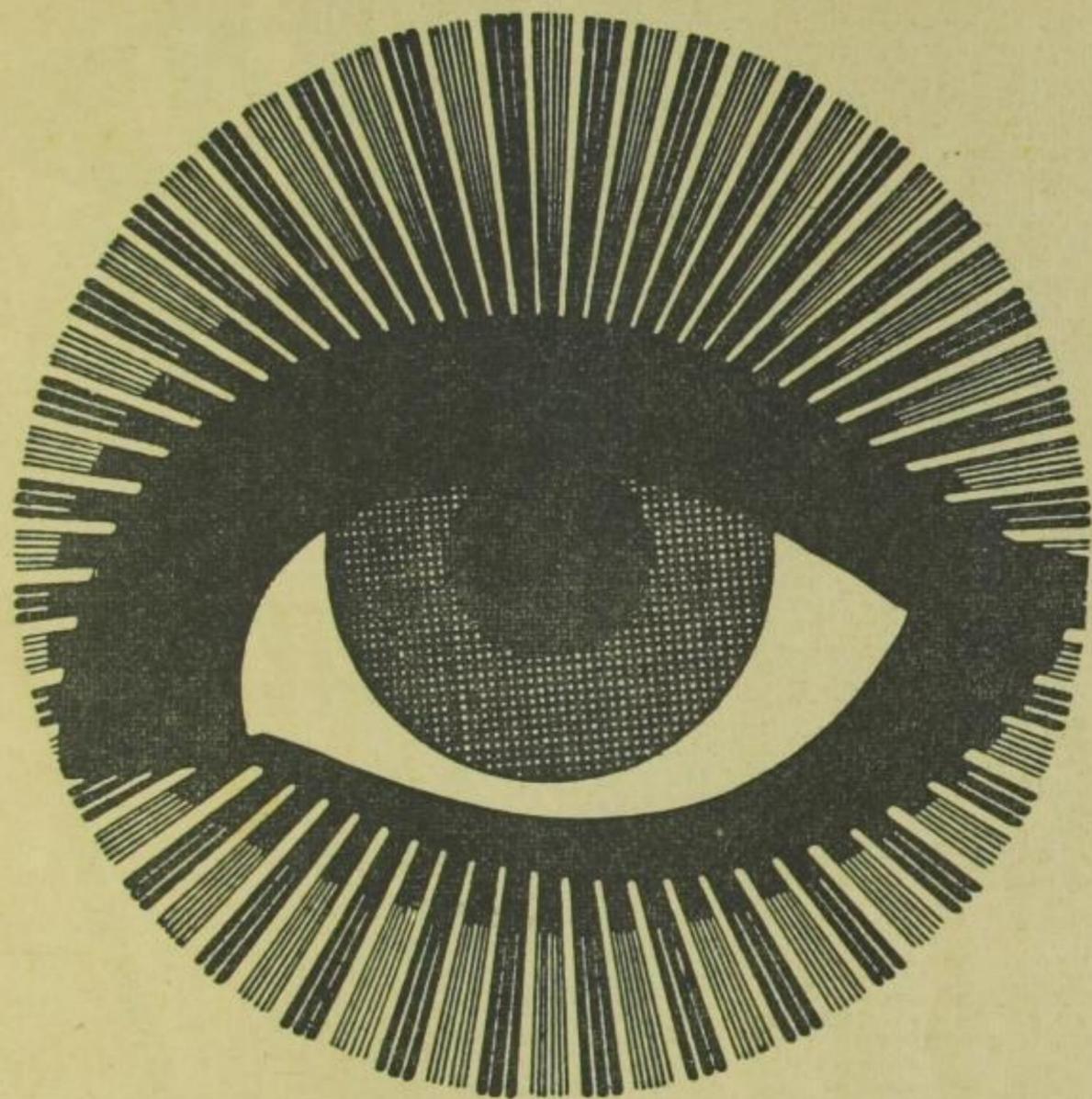
CHARAL

BERLIN
KUNSTWOCHEN
1930
23. MAI BIS 16. JUNI

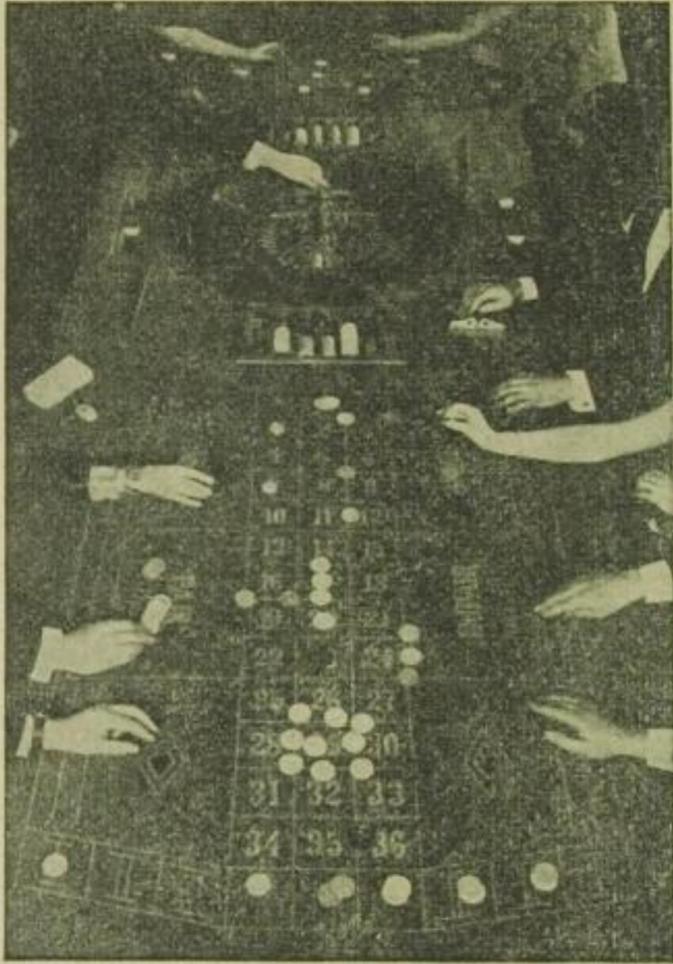
PROSPEKTE

über die Berliner Kunstwochen 1930 sowie über alle sonstigen künstlerischen, sportlichen und gesellschaftlichen Veranstaltungen durch das Ausstellungs-, Messe- und Fremdenverkehrs - Amt der Stadt Berlin, Charlottenburg 9, Königin-Elisabeth-Str. 22 und alle Reisebüros. Kartenvorverkauf durch die Direktion des Mitteleuropäischen Reisebüros Berlin, Voßstr. 2, in den Reisebüros des In- u. Auslandes und den Theaterkassen Wertheim, Tietz, Kadewe und Bote & Bock.





INTERNATIONALE
HYGIENE
A U S S T E L L U N G
DRESDEN MAI
OKT. **1930**



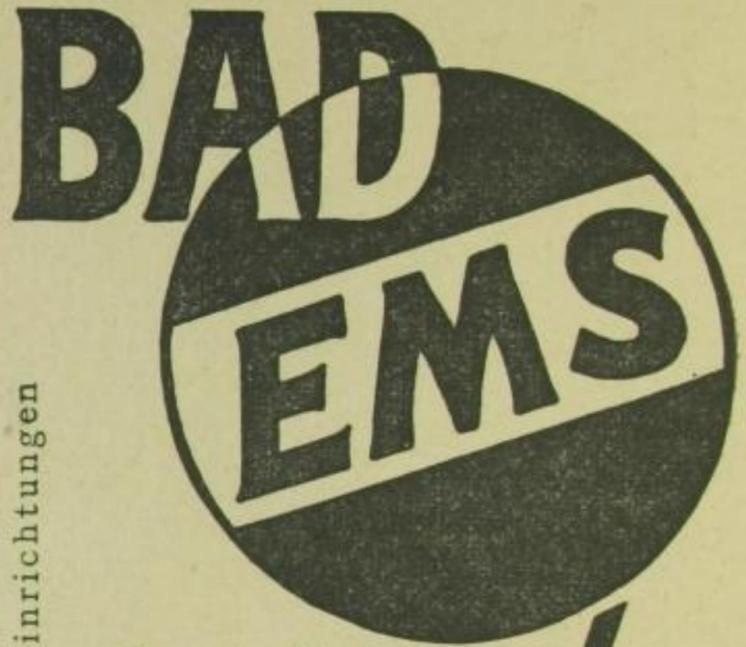
OSTSEEBAD ZOPPOT

FREIE STADT
DANZIG

(PASS OHNE VISUM)

+

ROULETTE
BACCARA



Querschnitt durch das historische Bad mit den neuzeitlichsten Einrichtungen

heilt

Katarrhe

Asthma

Herz

Trink-, Bade-,

Inhalations-,

Terrain-

kuren

D-Zug-

Station

Strecke

Berlin—

Gießen—

Koblenz—Paris

15 km vom Rhein

Tennis,

Golf, Rudern,

Schwimmen,

Segeln, Tontauben-

schießen, Bergbahn



Auskunft und
Druckschriften durch
alle Reisebüros
und die Kurverwaltung



DER QUERSCHNITT

X. Jahrgang

Berlin, Ende Mai 1950

Heft 5

INHALT

<i>Alfred Günther: Zarathustra und Winnetou</i>	283
<i>Hans Reimann: Drang nach Dresden</i>	285
<i>Hans Rothe: Lob Leipzigs</i>	289
<i>Werner Illing: Chemie von Chemnitz</i>	293
<i>Georg Kaiser: Von Magdeburg nach Magdeburg</i>	296
<i>Valéry Larbaud: Expreszug</i>	302
<i>Walter Hasenclever: Erster Flug</i>	303
<i>N. N.: Gellert bei Friedrich dem Großen</i>	304
<i>Joachim Ringelnatz: Entgleite nicht</i>	305
<i>Friedrich Burschell: Wieland vor Napoleon</i>	307
<i>Arthur Eloesser: Literaturgeschichtsschreibung</i>	311
<i>Paul Wiegler: Lichtenberg</i>	314
<i>André Maurois: Die sexuelle Moral um 1950</i>	318
<i>D. H. Lawrence: Die Frau, wie du sie willst</i>	322

Marginalien

Majakowski: Bitte um Liebe | Nico Rost: Majakowski ist tot | Eugen Lazar: Neue Naturbeschreibung | Herbert Günther: Erlebnisse in Leipzig | Erich Kästner: Sächsische Sonette | Anton Kuh: Lexikon berühmter Sachsen | Jung-Werfel in Leipzig | Kurt Pinthus: An meine Freunde | Elsa Asenijeff: Dem Einen ins Ohr | Der wirkliche Karl May | Halle | Sächsische Passantengespräche | Pinthus: Kleine Leipziger Literaturgeschichte 1910/1915 | Adalbert Graf Sternberg: Nikotin und Alkohol | Willy Meisl: Maxe | James Joyce feiert seine silberne Hochzeit | Bücher und Schallplatten usw.

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

Umschlagbild (Dresden) nach einer Zeichnung von Paul Scheurich

Herausgeber: H. v. Wedderkop — Chefredakteur: Victor Wittner

1*

EIN WAHRZEICHEN DEUTSCHER WERTARBEIT



**DEUTSCHE
WK
MÖBEL**

VERKAUFSTELLEN DEUTSCHER WK-MOBEL

Berlin 5 42, Oranienstraße 144	Dortmund , Reinoldihaus	Frankfurt a. M. , Kaiserstraße 28	Königsberg , Franzos. Str. 12-13a	Nürnberg , Königstraße, Markthalle
Bielefeld , Niedernstraße 17	Dresden-A. , Wallstraße 14	Freiburg i. Br. , Kaiserstraße 149	Magdeburg , Breiteweg 3a	Saarbrücken , Hohenzollernstr. 9
Breslau , Neue Graupenstraße 7	Düsseldorf , König-Allee 60	Halle a. S. , Alter Markt 1-2	Mannheim , M. 1. 4 und G. 2-22	Stettin , Kantstraße 3
Danzig , Gr. Wallwebergasse 28	Essen , Eickhaus Hauptbahnhof	Hamburg , Hüften 85-92	München , Briener Straße 52	Stuttgart , Kriegsbergstraße 42
Köln , Zeppelinhaus, Richmodstraße				

VERLANGEN SIE BITTE VON DER NÄCHSTEN WK-NIEDERLASSUNG KOSTENLOS UNSERE BROSCHURE NR. 26

EDITIONS DES QUATRE CHEMINS
18, RUE GODOT-DE-MAUROY, PARIS IX^e

MARIA LANI Bulletin de Commande:

- 10 exemplaires sur Vieux Japon à la forme avec une lithographie originale de Derain, une eau-forte de Chirico, une eau-forte de Chas Laborde, une eau-forte de Goerg, une lithographie originale de Hermine David et trois dessins supplémentaires de Henri-Matisse. Les gravures originales auront chacune deux épreuves sur papier de Chine et papier de Japon 500 RM
- 20 exemplaires sur Japon impérial avec une lithographie originale de Derain, une eau-forte de Chirico, une eau-forte de Chas Laborde, une eau-forte de Goerg, une lithographie originale de Hermine David et trois dessins supplémentaires de Henri-Matisse . . . 330 RM
- 50 exemplaires sur papier de Hollande avec une lithographie originale de Derain, une eau-forte de Chirico, une eau-forte de Chas Laborde, une eau-forte de Goerg, une lithographie originale de Hermine David et trois dessins supplémentaires de Henri-Matisse et . . 250 RM
- 525 exemplaires sur papier de Rives 50 RM



Adolf Dehn

ZARATHUSTRA UND WINNETOU

oder DER SÄCHSISCHE MENSCH

Von

ALFRED GÜNTHER

Nietzsche meinte, die Sachsen seien die geistigen Feldwebel Deutschlands gewesen, und er wirft ihnen eine modifizierte Art von Falschheit vor. Soviel bekannt ist, sprach er nicht sächsisch. Aber auch seine Hypothese von der polnischen Blutmischung war nicht aufrecht zu erhalten. In Sachsen konnte er keine Engadiner Berge finden. Und erst recht nicht die Quellen der Ewigkeit. Aber nicht er allein pilgerte in Sils Maria. Die großen europäischen Reiserouten können auf ihr eifrigstes Publikum, auf die Leute aus Leipzig, Dresden, Bautzen, Zittau und Grimma, Meißen, Schandau und Chemnitz nicht verzichten.

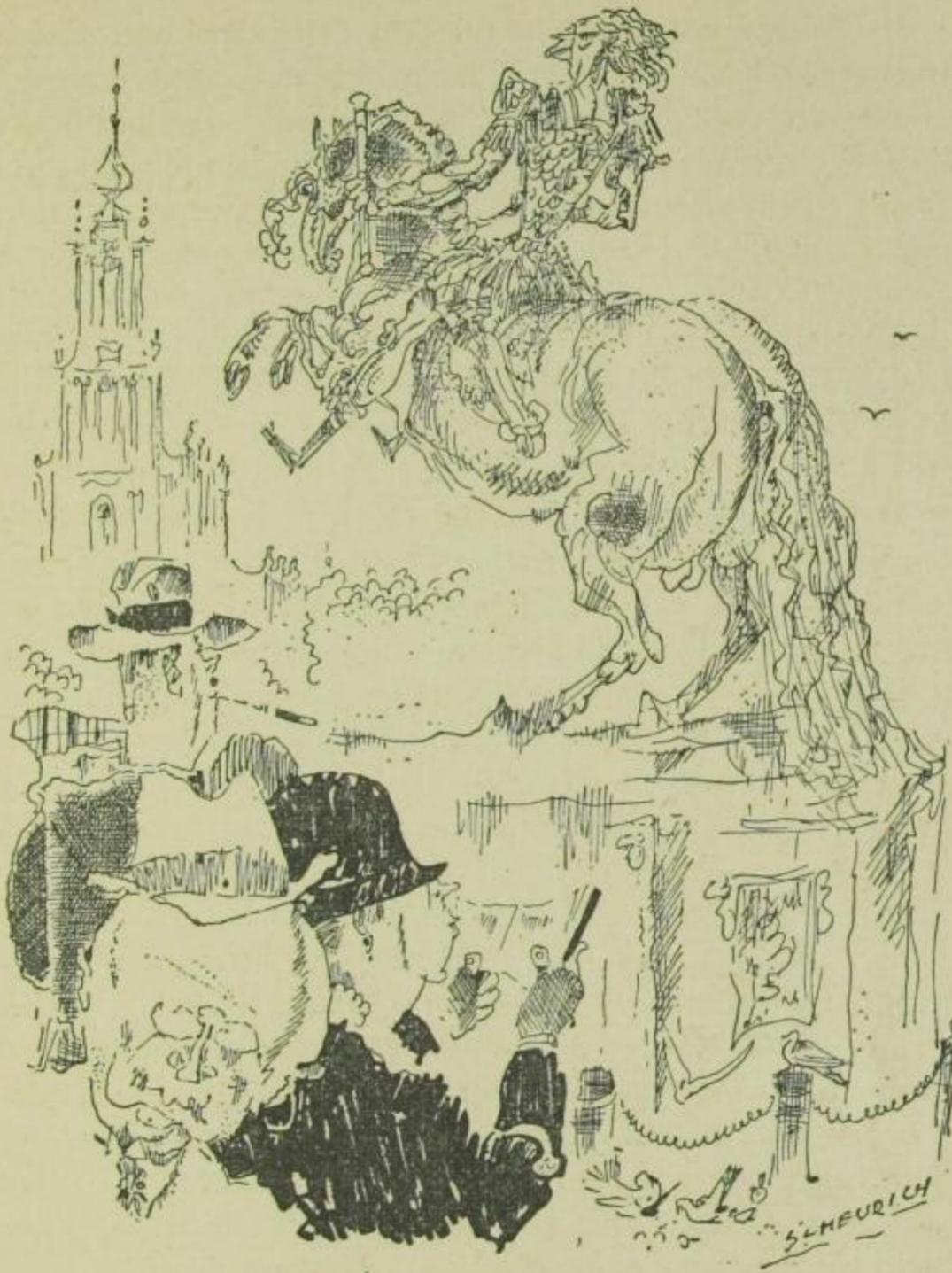
Als Kleinstädter geboren, spürt der Sachse dennoch, wo Wind weht. Matrosen vom Schläge Ringelnatz, die auf der Elbe ans Meer kommen, gibt es nicht wenig. Aus Dörflern werden Sonntags in Sachsen Städte. Der Sachse ist aufgeschlossen, „helle“ sagt er von sich selber. Er will hinauf, hinaus. Er braucht die gute Stube, die Sommerfrische, den Brockhaus auf Abzahlung und die Bildungsvereine. Er ist der beste Bürger, denn er ist von Natur aus höflich gegen den feineren Mann. Er ist sparsam und erfindet gern geschmacklose praktische Dinge. Er bedient sich der sanfteren Mittel des Vorwärtkommens. Er ist freundlich und beflissen. Er ist bescheiden. Der Sachse liebt Gummibaum, Kanarienvogel und Goldfisch. Er legt Personalakten an aus Briefen, behördlichen Papieren, Fahrscheinen und Ansichtspostkarten.

So wurde Sachsen das regste Industriegebiet Mitteldeutschlands. Und mit jenen Eigenschaften erhält der Sachse, was es „Schönes“ zu erben gab. Erhält es, sitzt gern daheim, wenn er draußen war, und träumt sich immer weiter. Winnetou reitet aus Sachsen gerade in die Welt hinaus und zurück nach Radebeul in die Villa Shatterhand zu Karl Mays Grab.

Fruchtbares weites Ackerland, kleiner Wald und Berg, Idylle überall. Flüsse, an denen die Fabrikschlote nisten, die bizarrste Felsenwelt, zu Unrecht sächsische Schweiz genannt, karges Grenzgebirge mit alten Erzbeständen. Umschlagland, Durchgangsland für alle Völker im Norden, Süden, Osten, Westen. Jeder zweite Sachse, von den fünf Millionen, die in der Republik wohnen, ist Mischling. Erste Eisenbahn. Internationaler Handelsweg, Handelszentrum.

In der schönen und reichen Landschaft leben die Leute dennoch wie man Sonntags „in die Natur“ hinausspaziert. Lyriker gibt es ganz wenig. Musiker mehr, und einige erobern die Welt. Daß Wagner sächsisch spricht, wollen manche im Tonfall seiner Melodie bemerkt haben. Daß der sächsische Mensch sächsisch spricht, zeigt, daß ihm plastischer Sprachsinn, plastische Vorstellungspräzision fehlen. Er hat musikalischen Sprachsinn. Überall singt es, schwärmt es. Er kennt keine reinen Vokale und überhaupt keine Konsonanten. Mit dieser Sprache kann man nicht dichten wie mit andern Dialekten. Einmal wurde versucht, ein sächsisches Dialekttheater für tragische Stücke zu schaffen. Es ging nicht. Aber die sächsischen Komiker haben Deutschland erobert. Die sächsischen Weihnachtsstollen ißt man sogar in Australien. Die sächsische Küche ist schlecht, man kocht mit zuviel Wasser. Auch den berühmten Kaffee. Temperamentarme, aber phantasievolle Leute sind zufrieden. Die Lessing und Ringelnatz, Richard Wagner und Dix, Schumann und Findeisen, Klinger, Nietzsche und Karl May — waren sie zufrieden? Die besten Sachsen sind keine Sachsen, sondern Europäer. Sie haben die größte Phantasie von allen Stämmen Deutschlands. Ein Sachse kann kein Nietzsche werden.

Der sächsische Mensch ist sinnlich, die Mädchen sind hübsch, man legt Wert darauf. Der Sachse heiratet, wen er liebt. Der Aufstieg der Familien ist frappant. In zwei Generationen vom Bauer zum hohen Beamten, in der nächsten zum geistigen Menschen. Das gibt interessante Köpfe bei den Männern, Schönheiten, die man bald in der großen Welt wiederfindet, bei den Frauen. Dieses Land, das nicht mehr existiert, denn seit 1813 umschließen seine Grenzen nur ein Fragment, ist gesättigt von fruchtbaren Strömen. Im Umgang mit seinen Nachbarn lernte der Sachse Lebensformen und sammelte Menschenkenntnis, Weltkenntnis. Er weitete seine kleine Heimat. Aber für die Zarathustras wird sie immer zu eng sein. Unerbittliche Klarheit und Wahrhaftigkeit gedeiht nur auf den Gletschern. Doch sind die Sachsen fromm. Winnetou ist ein Christ.



Paul Scheurich

August der Starke in Dresden

DRESDEN

Von

HANS REIMANN

Im Röhricht (drozga, drezga) gegründet, 1206 zum erstenmal urkundlich erwähnt, 1485 bis 1918 Residenz der albertinischen Wettiner, für den himmlischen Gustav Wied der Erden-Nabel, in gesegneter Umgebung (Heide und Felsen), rechts und links der Elbe hübsch verteilt, ein sächsisch aufgepulvertes Frankfurt, voller Patina und naturdurchgrünt und selbst an dusteren Tagen nicht ohne Gemüt.

Hier lebte vor wenigen Jahren ein Mensch namens Winter, der schmetterte

allabendlich das Schangsong vom schneidigen Thymian und wurde darob Winter-Thymian geheißen und war Urheber einer ganzen Generation von sächsischen Komikern (wie der alte Bolesco von rheinischen) und hockt nun im Himmel und darf gelegentlich an internen Veranstaltungen mitwirken und singt dann keineswegs seinen Schwerenöter-Song, sondern das von ihm eigenhändig erdichtete und komponierte Lied von der Rasenbank am Elterngrab. Er ist dahin, der Winter-Thymian, und statt seiner amtiert der Fliegentütenheinrich und dreiaktige Possenspieler Paul Beckers und sorgt dafür, daß der gute, alte Vorkriegs-Dialekt nicht ausstirbt. Beckers ist in Dresden, was Vlasta Burian in Prag ist, einen Viertelzentner gröber und drastischer. Die Stella David vom Schauspielhaus hingegen ist ein halbes Pfündchen subtiler als die Ilka Grüning. Das will etwas bedeuten. Zumal in einem Ensemble, dem die exquisitesten Künstlerinnen und Künstler angehören. In Dresden hält man auf Qualität. Kein Wort über die Sixtinische Madonna. Ich setze die Galerie inklusive der sechzig Wouvermanns mit je einem Schimmel als rühmlichst bekannt voraus. Ebenso Karl August Lingner, der vom sicheren Kontorsessel nach dem unsicheren Paris entwetzte, mit 27 Jahren bei Seidel & Naumann als Korrespondent tätig war, sich alsdann mit dem Ingenieur Kraft verband, das stählerne Lineal in den Handel brachte und anno 1892 das auf sein Betreiben ertüftelte, nachmals Odol benannte Antiseptikum von einem in Anonymität gehüllten Freunde in die freudig erregten Hände gedrückt bekam, eine dazugehörige Flasche nebst dazugehörigem Metallverschluß entwerfen ließ und sowohl das Zähneputzen als auch die systematisch und geschmackvoll betriebene Reklame erfand, ganze Kalziumkarbonat-Bergwerke ankaufte und Pfefferminz-Plantagen aus dem Boden stampfte und 1911 die durch Franz von Stucks Polyphem-Auge werbende Hygiene-Ausstellung ins Leben rief. Am 5. Juni 1916 starb der hochherzige Mann. Wer hinauffährt zum „Weißen Hirschen“ widme dem Lingner-Park einen milden Blick. Wer auf dem „Weißen Hirschen“ keinen Platz findet, suche Quartier in der etwas abseitigen, warm zu empfehlenden „Felsenburg“. Wer gut zu Fuße ist, wandere hinüber nach Klotzsche und durch den anmutigen Prießnitzgrund. Der Schänk-Hübel zu Klotzsche wurde im „Freischützen“ verewigt, und in Hellerau hausen nicht nur eine wahrsagende Matrone, sondern auch der sympathische Schulmeister Willy Steiger, der seit vielen Jahren schweigende Dichter der neuen „Zauberflöte“, Paul Adler, und der handwerklich sorgfältige Büchermacher Jakob Hegner, den kernigsten und deutschesten lebenden Poeten würdig verlegend: den Friedrich Schnack.

Friedrich war auch der Name eines Königs, der den jungen Adepten Böttger festnehmen ließ, um durch ihn Gold fabrizieren zu lassen; Tschirnhausen paßte bei den Experimenten auf; mit Mißlingen des letzten Tingierens gelang braunes Jaspis und hernach weißes Porzellan, und in der Schloßstraße 36 bewunderst du heute die Erzeugnisse der unrentablen, doch gediegenen Meißner Manufaktur.

Ein dritter Friedrich war der amerikanische Konsul zu Leipzig: List, der 1833 eine Eisenbahn nach Dresden heischte. Eine Epistel aus seiner Feder, uralte Fahrtausweise, Tunnelmodelle und sonstige Eisenbahnereien sind vereint im verflossenen Fürstenpavillon des Neustädter Bahnhofs. An die Chaisenträger, die



Photo Franz Fiedler

Straße in Dresden (Altstadt)



Canaletto, Die Altstadt von Dresden

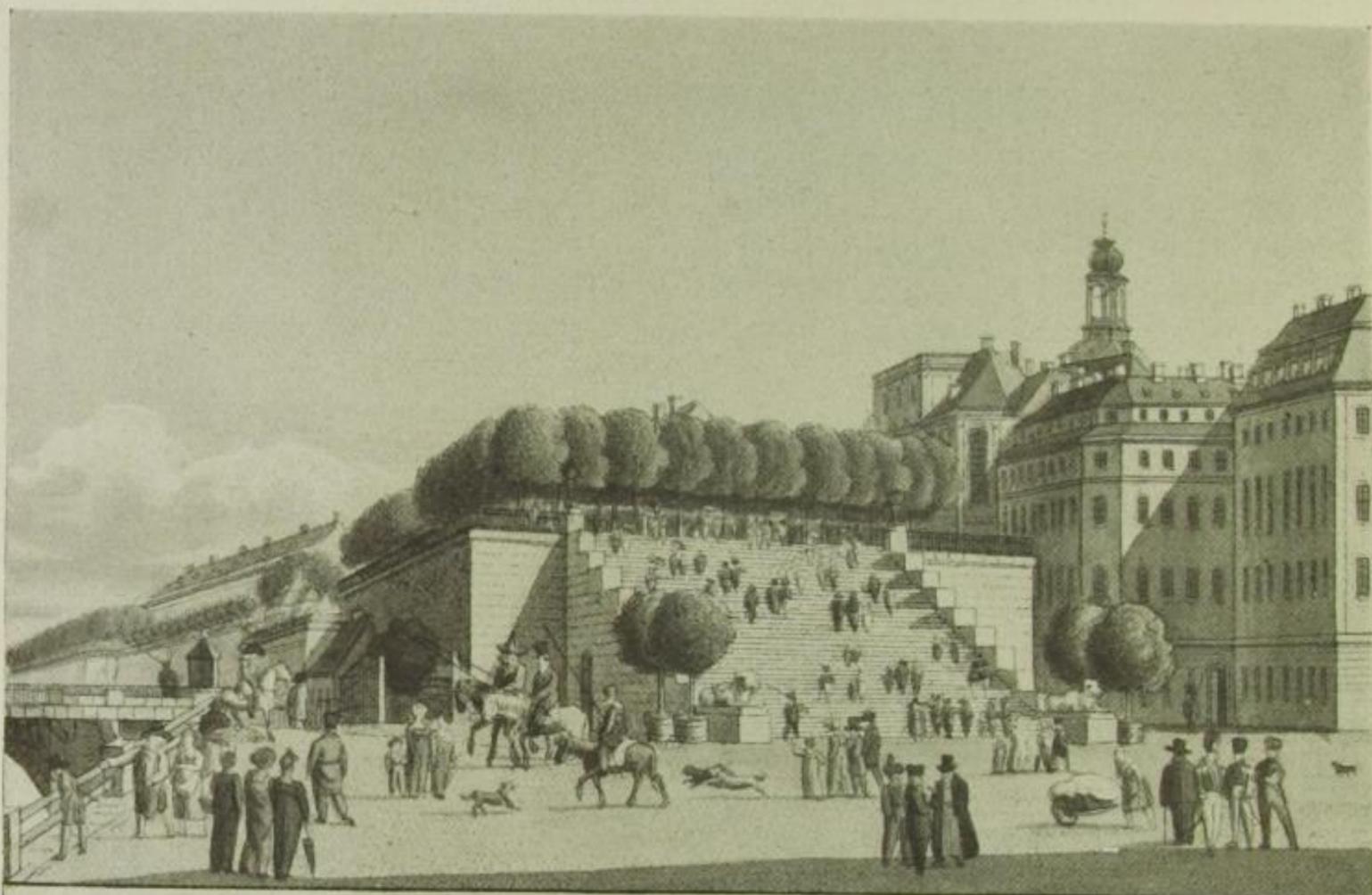
Dresden, Gemäldegalerie



Dresden, Gemäldegalerie
Ferdinand v. Rayski, Bildnis des Generalleutnants von Leyßer



Photo Barbara Hacke
Ein Dirigent des Dresdner Verkehrs



Anficht der neuen Treppe am Brühl'schen Garten zu Dresden.

Stich von Adrian Ludwig Richter



Photo New York Times

Halle, Hallorentanz beim Pfingstbier auf dem Marktplatz

bis zum Kriege bei schlechtem Wetter in Funktion traten und noble Damen und dito Herren in Uniform zu Hofe transportierten, erinnert nichts. Die jährlich vom letzten Juli-Sonntag bis zum ersten August-Sonntag linkselbisch stattfindende Vogelwiese (Messe, Dom, Oktoberfest) erinnert an die Zeiten, da die Bogenschützen die einzigen Bewaffneten waren.

Der Zwinger, ursprünglich eine Art Festsaal unter freiem Himmel, 1709 von Pöppelmann in Holz und nach erprobter Wirkung in benachbart wachsendem Stein errichtet, wird pietätssam renoviert, Bauhütten verunglimpfen die peinlich gestochenen Rokokobeete, verwitterte Figuren und Embleme werden originalgetreu in härterem Sandstein imitiert, das Morsche feiert antikisierte Auferstehung, ohne daß dem Dionysischen des ehemals mit Ölfarbe bestrichenen Schmuckes Abbruch getan würde. Am Nymphenbad, das mutmaßlich mehr dem Zuschauen als dem Baden diente, verweilen wir flüchtig, atzen unsere Pupillen an der stillichsen Überladenheit des Ballpavillons mit polnischer, an August den Starken gemahnender Krone, jenen Monarchen, der als Oberhaupt eines rein protestantischen Landes unter Assistenz seines Vetters, des nachmaligen Kardinals von Sachsen, hintenherum katholisch wurde. Außerdem zieren ein Herkules mit Weltkugel, Reichsadler und diverse im Solde der Dynastie pausbäckig herumtrudelnde Putten das Gebäude von superlativistischer Barocke. Beglückt blickt man hinab auf eine Treppe von aristokratischem Schnitt. Verwirrt blickt man hinauf und stellt bei sämtlichen Ornamenten, und nicht nur denen der Wasserspiele, das für ganz Dresden überaus charakteristische Tropfmotiv fest, das von Pöppelmann aufs Tapet gebracht, von seinen Schülern und Nachbetern plagiiert und in romantisch überwucherten Kaskaden zum *dernier cri* wurde. Ein wenig abseits träumt die Orangerie nebst einem Garten, dessen Gitter aus dem Jahre 1760 stammt und dem monarchischen Gedanken huldigt. Im Gewerbehaus erregte sich Richard Wagner am Tannhäuser und unterschlug die Tatsache, daß Elisabeth mit 21 Jahren in Marburg an der Auszehrung dahinsiechte. Der von Miesmuscheln und Ölsardinen bevölkerte Teich am Marstall ist ein Rudiment des Stadtgrabens. Der adrette, gedrungene, an den Flügeln gestutzte Bahnhof ist kein Bahnhof, sondern das eigentlich anderswohin gehörende Schauspielhaus. Und auch das Monument Friedrich Augusts des Gerechten stört im Zwingeridyll trotz der von Rietschel modellierten Sockelfiguren. Gottfried Semper löste das Problem, die Gemäldegalerie dem Gesamtbild harmonisch einzufügen. Sein Sohn baute die Oper wieder auf, damit Richard Strauß einen guten Start habe. Klar stechen die ziselierten Türme der Hofkirche in den Himmel, den Kokoschka mit südlicher Bläue ausstaffierte. König Johann ist zum Denkmal geworden. Das Schloß, ehemals markgräfliche Burg, im 16. Jahrhundert zum Renaissanceschloß umgemodelt, 1701 durch Feuersbrunst zerstört und 1889 bis 1891 durch König Albert in deutscher Renaissance aufgefrischt, zeigt die höchste Erhebung in der Silhouette der Türme. Das garstige Fernheizwerk wollen wir diskret im Hintergrunde liegen lassen. Chiaveri, der 1739 bis 1751 die Hofkirche samt ihren hundert steinernen Heiligen schuf, brachte die fremdländischen Arbeiter in Baracken längs des Stromes unter: daher das „italienische Dörfchen“, das Hans Erlwein als trefflichen Abschluß des Theaterplatzes hinsetzte. Karl Maria von Weber besaß ein armseliges Häuschen an der Stelle, die jetzt seinem Gedenken gilt.

Das Ständehaus hätte gut daran getan, sich ebenfalls von Semper entwerfen zu lassen. Wallot dachte weniger intensiv aus dem Material heraus. Vor dem Ständehaus beweist König Albert, daß ein gekrönter Herrscher schlecht zu Pferde sitzen darf. Dem Beweis gegenüber hat ein historisch bewanderter Steinmetz ein Viereck im Pflaster angebracht: 1813 stand Napoleum allhier. Der Fürstenzug neben dem Georgetor, anfangs in Sgraffitomalerei abblättern und deshalb in Meißener Kacheln gebrannt, ist just dort zu Ende, wo Sachsens letzter und aimabelster König hätte plakatiert werden müssen. Wir schlüpfen in den seit 1547 nahezu unberührt gebliebenen idyllischsten Winkel der Altstadt, in den Stallhof, ein durch logische Willkür und regellose Logik anheimelndes Gewinkel, vier Treppentürmchen präsentierend, inmitten ein geräumiger, sozusagen hermetisch von der Jetztzeit abgedichteter Platz, der sensationelles Leben gewinnt infolge einer fleischfarbenen, mit Eichel aus Weiß und Gold bespickten, offenbar nach einem Empirevorbild unter Augusts des Starken Ära hergestellten Prachtgondel von fünfzehn Metern Länge, als Gallionsfigur einen Triton, der auf einem schaumgeborenen Saxophon tutet. Das einem Zoologischen Garten zur Aufzucht von Walfischen entliehene Bassin diene lediglich zum Wagenwaschen, und das Rondell, darauf die märchenhafte Lustjacht paradiert, galt als Arena beim Ringelstechen, einem kreuzbraven, gefahrfreien Turnier unter pffiffigen Sachsen.

Johann Georg II. wünschte einen Lustwald: der Große Garten ist die Folge. Von einer mit Blitzableitern dicht bestickten Plattform der Zigarettenfabrik Yenidze erspäht man die Wiesen, auf denen Caspar David Friedrich malte. Otto Dix malt nicht auf Wiesen, sondern in der Akademie und berauscht sich an aktueller Qual. Unweit des Schiller-Museumleins in Loschwitz knackt der zu Unrecht mißschätzte Kurt Martens psychologische Nüsse. In der Fabrik von Hartwig und Vogel bin ich stundenlang herumgetappt, habe die Kakaobohne und den Weizenpuder kennengelernt und mit Wilhelm Tell Brüderschaft geschlossen. Märksch färbt, reinigt, wäscht alles. Der Zigarren-Abschnitt-Sammelverein von Dresden-A feierte am 10. Januar 1930 das zweiundfünfzigjährige Bestehen. Richard Zeumer in der Schloßstr. 22 hat den kompletten Weltkrieg im Zinnsoldatenformat; am beliebtesten ist die Schlacht bei Tannenberg. Die Brühlsche Terrasse hat 41 Stufen. Erich Pontos Vortragsabende sollte niemand versäumen. In der Altstadt ist der im 12. Jahrhundert typische Grenzstadtmarkt bis auf den heutigen Tag erhalten: je drei Straßen nach Osten und Westen und je zwei nach Norden und Süden. Die Neustadt wurde nach dem Brand von 1685 völlig neu gebaut. Die Frauenkirche, ein Werk Georg Bährs, lag einst außerhalb der Stadt im slawischen Fischerdörfchen. Die Technische Hochschule ist mächtig in Form. Und die abgewetzte Zehe des jungen Dionysos auf seinem beschwipsten Esel vor dem Eingang zum (nach wie vor erstaunlich ventilierten) Ratskeller wird zur Freude Schorschl Wrbas immer glänziger. Und die Prager Straße verlockt zum Kaufen und Geldverschwenden, als wäre sie aus Karlsbad mitten in der Saison herausgeschnitten. Und wenn mich jemand auf Ehre und Seligkeit fragt, welche Städte Deutschlands für mich die städtischsten sind, so zähle ich auf: Berlin — Hamburg . . . Und welche die schönsten, so zähle ich auf: München, Frankfurt, Dresden. Und aus Höflichkeit rangiere ich dem ABC nach: Dresden, Frankfurt, München.



Erich Ohser

Auf der Pleiße

LOB LEIPZIGS

Von

HANS ROTHE

Leipzig ist seit Jahrhunderten die eigentliche Hauptstadt Sachsens. Der Dresdner weiß sich zwar im Besitz weitläufiger Regierungsgebäude und einer schönen Umgebung, aber Geist und Kraft des Landes sind in Leipzig lokalisiert. Selbst die Sprache hat hier eine Färbung angenommen, die erhaben ist über alles, was man gemeinhin sächsischen Dialekt nennt. Dialekt ist nur ein anderer Ausdruck für Geistesrichtung, das tiefe Merkmal des Leipzigers ist *Selbstironie*, und darauf hat er seine Sprache aufgebaut, die kein Landfremder je nachzuahmen vermag. Denn Selbstironie bedeutet eine so hohe Stufe der Zivilisation, daß man sie bei Landfremden eben nicht voraussetzen kann. Der Leipziger Dialekt hat Ausdrücke und einen Tonfall erschaffen, der jede Überzeugung, jedes Gefühl und jede Situation in ganzer Nichtigkeit, Lächerlichkeit und Unbeständigkeit enthüllt und daher zum Weisesten gehört, was in unseren Tagen vernommen wird. Schon unweit von Leipzig aber beginnt der übliche sächsische Dialekt, dessen Langweiligkeit geeignet erschien, in jedem Groschenkabarett billige Wirkung zu tun.

Nur dem ernstesten Forscher jedoch erschließt sich dieser Unterschied, wie es auch eingehender Studien bedarf, um den Einfluß der *Leipziger Landschaft* auf Gemüt und Wachstum der Stadt richtig einschätzen zu lernen. Es kann einer Bevölkerung nicht schwer fallen, sich etwa durch machtvolle Berggipfel ihrer näheren Umgebung in ihrem Selbstgefühl steigern zu lassen. Aber eine so deutliche Bevorzugung durch die Natur führt zu gefährlichem Hochmut



Dolbin
Operndirektor Dr. Brecher, Leipzig

und damit verbundenem Verfall, wie die Geschichte Münchens erschreckend deutlich beweist. Für wen aber schon jedes Eichhörnchen, das über den Weg läuft, ein Symbol der freien, wilden und üppigen Natur ist, wer einen Ausflug unternimmt, sobald bekannt wird, daß irgendwo eine Waldblume ohne Unterstützung der Stadtgärtnerei aufsprießt, der erhält sich dauernd ein Gefühl für die Schwierigkeit alles Erreichten, der kennt die Maßstäbe, die man an die Dinge legen soll, der ist bescheiden und dankbar zugleich. So ist die beschauliche, stille, niemals hinreißende Umgebung von Leipzig ein Anreiz für seine Bewohner geworden, nach Fülle und Vielfalt in jeder Form zu suchen. Es versteht sich nunmehr von selbst, daß eine Stadt, die von einer so außergewöhnlich veranlagten Bevölkerung bewohnt wird, Außergewöhnliches leistet.

Die Volksleidenschaft ist die *Messe*, auf die sich aller berufliche und häusliche Ehrgeiz des Leipzigers konzentriert, und vor der man keine Parteien kennt. Mit der unerschütterlichen Überzeugung von der Wichtigkeit der Messe schlägt jeder neugeborene Leipziger die Augen auf. Wenn es gilt, die Messe zu unterstützen, herrscht im Stadtparlament Einigkeit. Zweimal im Jahr, unter ungeheurem Aufwand, mit jährlich sicherer funktionierender Maschinerie, arrangiert der Leipziger sich Brausen der Welt und babylonisches Stimmengewirr. Er arrangiert dies auf eine Weise, die ihm noch keine andere Stadt der Erde hat nachmachen können. Er hat es fertiggebracht, einen Teil seiner inneren Stadt aus Häusern (den sogenannten Messepalästen) bestehen zu lassen, die nur zwei Wochen im Jahr benutzt werden, und die trotzdem mehr einbringen, als wenn sie anderswo das ganze Jahr über Mieter hätten. An der Messe gibt es keine Kritik, aber der Leipziger, dank seiner geschilderten Charaktereigenschaften, ruht sich niemals auf dem Erreichten aus. Er kennt und fürchtet den Neid der Götter, und wenn wieder und wieder einmal eine Messe mit Erfolg geschlossen hat, dann spricht er nicht davon, ja klagt eher darüber und sinnt auf Verbesserungen. Allerdings greift die Messe bis tief in das Privatleben der gesamten Bevölkerung hinein. Es sind nicht allein die Kaufleute, Verkäufer und Käufer, die an der Messe profitieren. Es sind die Restaurateure und Kinobesitzer, die Zimmervermieter, die Kinder, die mit Handkarren die Fremden am Bahnhof erwarten, es sind die Mädchen und Frauen, die regelmäßig neun Monate nach beendeter Messe in größeren Scharen als sonst die Entbindungsanstalten aufsuchen, denen allen die Messe Zuwachs und Einnahmen, Erinnerungen und Erfahrungen verschafft.

Alles, was jenseits der Messe liegt, ist nicht mehr Volksangelegenheit, sondern Angelegenheit von Parteien oder Ständen, von Kasten oder Organisationen. Gern geben sich die *Buchhändler und Buchdrucker* als das eigentliche Salz von Leipzig aus, aber sie haben stark durch den dauernden Umgang mit geistigen Gütern gelitten. Zwar sind die Druckereien die besten Deutsch-

lands, wie jeder Autor bestätigen wird, der einmal außerhalb Leipzigs gedruckt wurde, aber die *Verleger* und die Bücherverkäufer haben viel von ihrer Bedeutung eingebüßt, und diese Rückentwicklung scheint noch nicht abgeschlossen. Was aber den Druckereien zugute kommt, die große Tradition, ist der Schade der Verleger, weil der Begriff Tradition mißverstanden wird. Im Handwerklichen gilt sie einfach als zu Fleisch und Blut gewordene Übung, die Verleger in Leipzig jedoch glaubten sie als Kulturgut auslegen zu müssen. Nun liegt besonders für einen Verleger — wie dies bei Leuten, die keine Bücher lesen, verzeihlich ist — die Gefahr nahe, dem Begriff des Kulturguts zu verfallen, aber dieser Begriff hat sich allzu dick in jedem Leipziger Verlagsbüro eingenistet. Die meisten Leipziger Verleger sind über 200 Jahre alt, das heißt verschiedene Generationen



Erich Ohser

Hans Rothe

sind seit der Gründung des Hauses tot, aber ihre Inhaber tragen noch immer die alten stolzen Namen und die uralten Prinzipien. Aus dieser Verleger-Aristokratie hat sich die Gesellschaft Leipzigs entwickelt, die im Volksmund unter dem Namen *Die Clique* bekannt ist, und die, dicht am neuen Rathaus, in einem für sie reservierten Viertel wohnt. Diese Clique steht zu dem rastlosen Tätigkeitsdrang der Stadt deshalb in sensationellem Gegensatz, weil sie seit auffallend langer Zeit infolge allgemeiner Verschwägerung in Lethargie verharret. Aber gerade dieser Zustand der sogenannten „Oberen“ ist es, der die sogenannten „Unteren“ zu so unermüdlichen Leistungen anspornt. Hier liegt die Berechtigung und die einzige Tätigkeit der Clique. Sie ist in einer Gesellschaft organisiert, die infolge ihrer vielen unterirdischen Strömungen den beschwörenden Namen *Harmonie* trägt.

Mitten in diesem vornehmen Wohnviertel liegt das *Gewandhaus*, das schönste Konzerthaus Deutschlands, mit herrlichen Freitreppen, überraschender Akustik, und mit Garderobeständern, an denen man seinen Mantel aufhängt und selbst wieder abnimmt, ohne eine Nummer zu erhalten und ohne das Mißtrauen einer Garderobefrau zu genießen. Das alte *Gewandhaus*, das in der inneren Stadt lag, trug seinen Namen, weil das Gebäude der Tuchmacherzunft gehört hatte. Man behielt den historischen Namen auch für das neue Gebäude bei, ohne zu ahnen, daß für einen Teil des Konzertpublikums das *Gewand* bald die Hauptsache sein würde. Das *Gewandhaus* ist das Symbol für die Stadt, hier scheiden sich die Geister, wie die Konzerte in Vormittagsprobe und Abendaufführung geschieden sind. In der Abendaufführung sitzen die Abonnenten aus den umliegenden „guten“ Häusern. Sie veranstalten untereinander nach jedem Konzert Diners, und die jeweiligen Gastgeber pflegen reihum den Saal bereits vor dem letzten Satz zu verlassen. Jede Familie hat ihre Stammsitze, die „man“ kennt und unters Lorgnon nimmt. In den Pausen, die stets zu kurz sind, veranstaltet man *Cercle*, und pflegt den *Gewandhauston*, der als hochmütige Abart des

Leipziger Dialekts nichts mit den gerühmten Eigenschaften der Mundart zu schaffen hat, die von der übrigen Bevölkerung gesprochen wird. In der Probe sitzen die Leute, die der Musik wegen kommen, sitzen die Interessierten und Gebildeten, die Regsamen und die Bescheidenen, kurz die Elite derer, auf die jeder angewiesen ist, der sich in Leipzig um das geistige Leben kümmert. Von der Direktion wird dieses Publikum als zweitrangig angesehen, denn die Direktion liegt in den Händen der *Zweihundertjährigen*, die sich in den Prunkfauteuils ihrer geräumigen Loge gern von des Tages Last und Mühe ausruhen. Durchreisende Fürstlichkeiten sind dort gern gesehene Gäste, während dem Reichspräsidenten Ebert laut Beschluß diese Loge verschlossen wurde, und er, als ohnehin nicht ebenbürtiger Gewandhausgast, unter dem übrigen Volk sitzen mußte. Auf dem *Probenpublikum* also basiert das geistige Leben der Stadt. Es läßt sich führen und wünscht anzuerkennen. So konnte es geschehen, daß durch die Energie eines plötzlich nach Leipzig berufenen Mannes die *Leipziger Oper* innerhalb weniger Jahre zur ersten deutschen Provinzoper aufrücken konnte. Es läßt sich kaum ein Werk der neuesten Opernliteratur nennen, das in Leipzig nicht seine Uraufführung erlebt hätte. Wenn gelegentlich ein solches Werk auf Widerstand stößt, gibt es Meinungskämpfe zwischen Direktor und Publikum, hinter denen beide Teile in gleicher Weise plötzlich Angst und Unsicherheit verbergen.

Der musikalische Sinn der Bevölkerung ist groß. Es hat sich noch nicht verwischen lassen, daß hier einmal das Zentrum deutscher protestantischer Kirchenmusik war, daß *Bach* hier die Hauptzeit seines Lebens verbracht hat. Tatsächlich wird Bach noch heute in Leipzig aufgeführt wie in keiner anderen Stadt. Nur hier ist er wirklich populär: allwöchentlich singt der Thomaner-Chor seine Motetten, jeden Sonntag führt er eine seiner zahllosen Kantaten auf — seit beinahe zwei Jahrhunderten, und wenn einmal das Programm dieser Konzerte, die unentgeltlich sind, kein Werk von Bach aufweist, selbst kein Orgelvorspiel von ihm, dann ist das Konzert im Bewußtsein der Hörer nicht ganz vollwertig. Jede andere Stadt würde sich aus dieser Tatsache große Lorbeeren winden, würde in Prospekten auf ihren Bach-Kult hinweisen und Amerikaner damit über den Ozean locken — in Leipzig wird darüber kaum geredet, und das macht die Tatsache erst eigentlich wertvoll.

Leipzig verfügt über eine glänzend organisierte *Sozialdemokratie*, die besonders für das geistige Wohl ihrer Mitglieder Vorbildliches leistet. Ebenso wenig ist die *Judenschaft* zu übersehen, deren wohlhabendste Mitglieder noch immer, wie seit Jahrhunderten, in Kaftan und Ringellocke an den Ecken des Brühls stehen, während die Gegend vom beißenden Geruch tausender und abertausender magaziniertes Felle erfüllt ist.

Oberflächliche Reisende haben gelegentlich die Meinung geäußert, daß in Leipzig die Großstadt aufhöre, sobald man den Bahnhof verlasse und die Straße betrete. Hinter dieser Auffassung kann sich nur ein gewaltiges Kompliment für den Bahnhof verbergen. Man hat ferner geäußert, daß Leipzig aufgehört habe, ein Klein-Paris zu sein, und daß heute weder Leibniz, noch Lessing, noch Gottsched dort wohne. Dieser an und für sich unbestreitbaren Beobachtung kann man nur entgegenhalten, daß die Wichtigkeit einer Großstadt heute selbst von einem neuen Lessing nicht mehr bestimmt würde.



E. L. Kirchner

Chemnitz

CHEMIE VON CHEMNITZ

Von

WERNER ILLING

Man muß nicht schön sein, um Charakter zu haben. Wenn man häßlich ist, so hat man dadurch allein noch nicht Charakter. Wer aber arbeitet, verdient in jedem Fall die Achtung der Mitwelt.

*

Jeder wehrt sich so gut er kann gegen die Stupidität des Lokalfeuilletons, dem er seine geistigen Jugendeindrücke verdankt. Wäre ich in Berlin zur Schule gegangen, hätte sich mein Haß auf jenen Mann gerichtet, der den irrsinnigen Ausdruck „Spree-Athen“ erfunden hat. Kongreßreden in *Chemnitz* beginnen mit den Worten: das sächsische Manchester... Manchester heißt auf deutsch: Baumwolle, Kattun, Textilbörse. Wahrscheinlich heißt Chemnitz auf englisch: Textilkonkurrenz, Makounterhose und Kunstseidenstrumpf (vierfach mit Hochferse).

Man halte mich nicht für ironisch. Chemnitz, die Kapitale des Erzgebirges, Wohnmulde für eine Drittelmillion Menschen, hat Reize und nicht nur für den Einkäufer, der mit hungrigem Notizblock den neuesten Mustern und Sorten entgegenreist.

Feierabendreize, wenn die Fabriken und Büros ihre noch nicht standartisierten Hebelarme, Schreibmaschinentaster und Registriergehirne in die stumpfwinkligen Straßen abstoßen, wo sie sich wunderbar in Männer und Frauen zurückverwandeln. Dann quält sich dieser zähe schwarze Menschenstrom durch die verbaute City wie das Blut durch einen krankhaft verengten Herzmuskel. Man spürt Druck und Überdruck erschöpfender Arbeit und — was der Zeit-

genosse gerne hört: Tempo. In dieser Stunde der Barkarole erfreut nicht selten den Chemnitzer das sanfte Gezwitscher von Ventilpfeifen. Sechsrädrige Aussichtswagen, verziert mit den Hoheitszeichen des Staates, teilen in majestätischer Ruhe das civile Gewimmel. Eine halbe Hundertschaft Schupo, Karabiner bei Sitz, den Blick stramm in die Zukunft gerichtet, fährt spazieren und beteiligt sich am Korso der Arbeit.

Werktagsreize, wenn die Traktoren mammutartige Rollwagen nach sich ziehen, auf denen hauslange und meterhohe Überseekisten die ersten zwei oder drei Kilometer ihrer Reise um den Erdball zurücklegen. Drehbänke, Fräsmaschinen und Webstühle darf man als Inhalt ahnen. Anders wird die leichte Ware verfrachtet. Erschrick nicht, Fremdling, wenn plötzlich aus den Parterrefenstern ehrbarer Bürgerhäuser über deinen Kopf hinweg gelbgraue Bündel von Trikotagen fliegen, die von geschickten Männern aus der Luft gehascht und im Rücksitz von Limousinen verstaubt werden, bis der ganze Innenraum mit naturfarbener Faser ausgefüllt ist. Was Sonntags dem Fabrikanten und seiner Familie recht ist, muß wochentags den Rohstrümpfen, die sich danach sehnen, gefärbt, gepreßt und merzerisiert zu werden, billig sein . . . auch spart man den Lieferwagen. Übrigens Rohstrümpfe: sie sehen aus wie schrumpflige Wursthäute ohne Fülle. Von sex appeal keine Spur.

Die Schornsteine, die über Chemnitz rauchen (und das tun sie, by Jove!), stehen zumeist über Schmiedefeuern. Der sächsische Maschinenbau hat hier sein mächtiges Zentrum. Strümpfe, Schlüpfer, Handschuhe wachsen vorwiegend am Rand der endlosen Straßendörfer, die sich in den Geländefalten des Erzgebirges entlangziehen. Wendische Fachwerkhäuschen wechseln mit gitterfenstrigen Fabrikfronten. Wer die Formen des Fabrikbaus im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts studieren will, wird bald seinen Katalog beisammen haben. Man findet noch jene berüchtigten Brutstätten der Tuberkulose, in denen Frauen und Kinder in sechzehnständiger Arbeitszeit die Spindeln drehen mußten. Kulissenhafte Schloßfassaden mit klassischen Halbsäulen bis unters siebenstöckige Dach, dazwischen Gefängnisluken als Fenster. Findet überwiegend die grauen Fabrikkasernen der Jahrhundertwende und gelegentlich einen aus diesem Rahmen fallenden modernen Zweckbau der Arbeit, der sich schon von außen so materialrecht, hell und hygienisch präsentiert, daß man meint, höchstes Glück der Erdenkinder müsse sein, in seinen Sälen Rundstrickmaschinen zu bedienen. (Es müßte allerdings die Stunde mit zehn Mark entlohnt werden.)

Im ganzen stellen diese Industriedörfer, was Trostlosigkeit und Verkümmern der Lebensfreude anlangt, ein Gegenstück zum Borinage dar. Das Grauen wohnt hier und noch viel Heimindustrie. Um den Vergleich noch näher zu rücken, schieben sich wenige Kilometer südwestlich der Stadt die ersten Schachthalden und Fördertürme des Lugau-Ölsnitzer Steinkohlenreviers zwischen die Textilplantagen.

*

Chemnitz war jahrhundertlang ein bescheidener und historisch bedeutungsloser Pilzkeimling, der plötzlich im feuchtwarmen Klima der Gründerzeit zu schießen begann. Das Bedürfnis nach Wohnraum wurde damals notdürftig erfüllt, nach Architektur bestand kein Verlangen. Die Sünden billig bauender



Frühjahrsausstellung der Preußischen Akademie
Joachim Ringelnatz, Der Mann am Kreuz

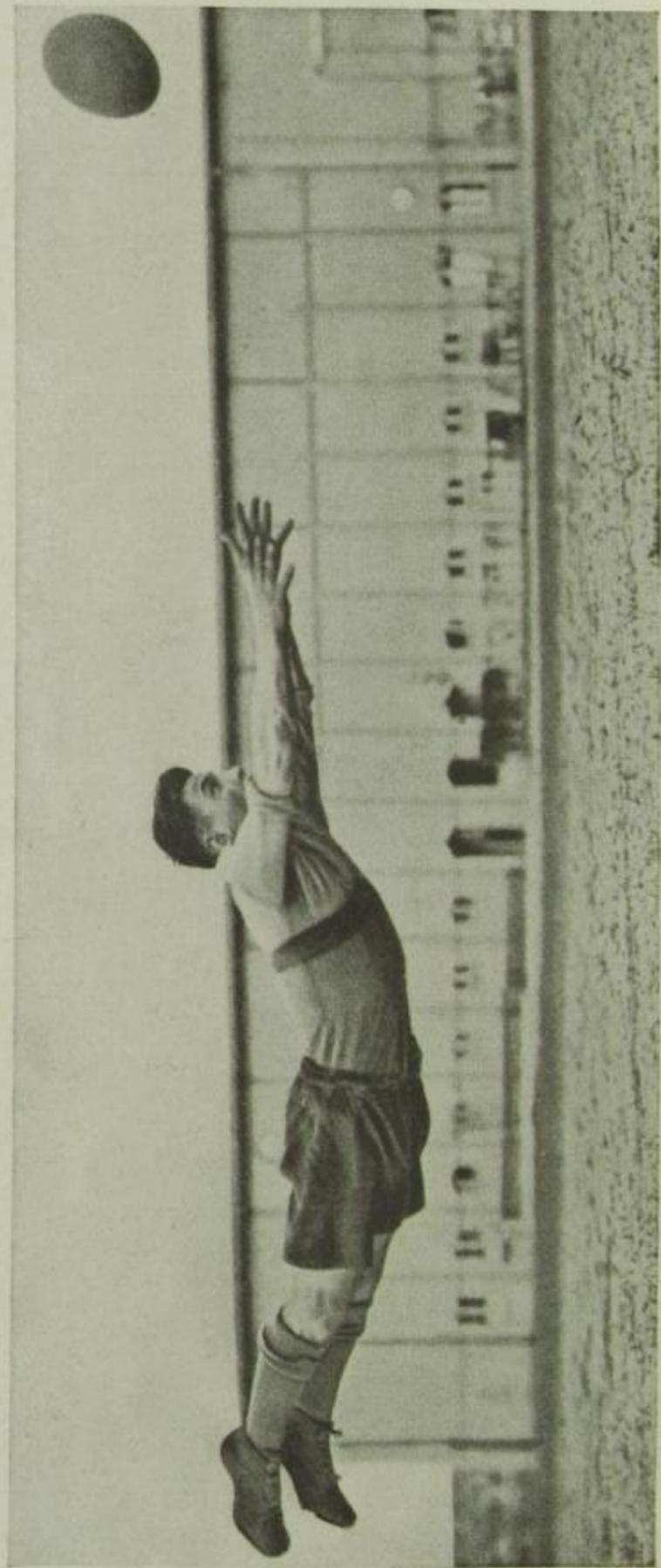


Theo Burlage, St.-Bonifazius-Kirche in Leipzig

Photo Max Löhrich



Dresden, Gemäldegalerie
 Max Beckmann, Rugby



Fußballspieler

Das Deutsche Lichtbild, Verlag Schultze, Berlin



Georg Kaiser 1930 in Grünheide (Mark)



1880 in Magdeburg



Anselm, Georg Kaisers ältester Sohn



Erich Mendelsohn, Kaufhaus Schocken in Chemnitz



Versteinerte Bäume im Chemnitzer Museumsgarten

Maurerpoliere rächen sich bis ins vierte und fünfte Glied. Den Stadtvätern von ehemals ging Exportgeschäft vor Städtebau. Der Befund ist betrübend. Kein Demiurg kann auf Geschlechter hinaus in dieses lieblose Chaos Ordnung bringen, geschweige denn ein Baurat, dessen tüchtige Pläne von den politischen Parteien mit Randbemerkungen verziert werden, wenn anderer Streitstoff fehlt. Einige ausgezeichnete Bauformen, die in den letzten Jahren entstanden und die noch im Entstehen sind (Schulen, Fabriken, Kaufhaus), liegen außerhalb der Achsen. Man entdeckt sie nur durch Zufall und glaubt, man habe sich geirrt. Der Verkehr geht dementsprechend seine eignen krummen und engen Wege. Obwohl die wackeren Männer, die ihn mit weißen Handschuhen lenken, vor ihrem Dienstantritt eine Sonderprüfung in den schwierigsten amerikanischen Puzzlespielen ablegen müssen, gelingt es ihnen stundenweise nicht, die verschiedenen gordischen Autoknäuel human zu lösen. (Das Tragen von Schwertern ist ihnen jedoch untersagt.)

*

Die Armut des Erzgebirges ist alt, aber der Reichtum der Textilkönige neu. Er hat noch keine Zeit gehabt, sich abzulagern und die süßen stillen Freuden des echten Mäcenatentums zu entdecken. Wo die sozialen Gegensätze weit auseinanderklaffen und keine Gebärde der Kultur vermittelt, läßt sich die Atmosphäre mit politischen Spannungen. Dennoch fehlt es nicht an dem, was man gemeinhin geistiges Leben nennt. Die Theater unter der Leitung von Richard Tauber (jajwohl, des Kammersängers Vater) bemühen sich um mehr als provinzielle Geltung. Eine starke und sehr rührige Volksbühne mobilisiert den Kulturwillen der Massen. Mit ungewöhnlichem Geschick und Spürsinn hat Schreiber-Weigand die städtische Gemäldesammlung modern ergänzt (und mit welch geringen Mitteln!). Sie finden da einige ausgezeichnete Kirchner und Schmidt-Rottluffs, die gebürtige Chemnitzer sind, daneben Munch, Nolde, Pechstein, Hofer, Kokoschka und von Heckel das schöne Triptychon „Badende“. O. Th. W. Stein ist Wahlchemnitzer geworden. Sein Atelier ist vom Packraum einer Strumpffabrik abgeschlagen. Dort malt er in sublimen Grautönen, die sich erst bei näherer Betrachtung farbig entschleiern, Frauenköpfe und verhaltene Landschaften in wesenhafter Transparenz und verkauft sie nach Paris. Ein kleiner Kreis von Freunden der Literatur schart sich um Albert Soergel, auf dessen Anregung die Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz neben schönen bibliophilen Erstdrucken die wertvolle Reihe von Selbstbiographien lebender Schriftsteller und Dichter herausgibt.

Doch das sind Zufälligkeiten. Chemnitz sieht dich an: ein Arbeitsmann mit verbeulten Hosen, den Essentopf in der Hand, kommt auf dich zu und schaut dir halb gutmütig, halb mißtrauisch unter den Hutrand; ein Schreibmaschinenmädel stupst dich energisch zur Seite, wenn die Schlacht vor dem Trittbrett der Straßenbahn beginnt. Hier wird gearbeitet oder stempeln gegangen, je nachdem es die Konjunktur befiehlt.

Die Umgebung von Chemnitz ist stellenweise nicht übel . . . Mittelgebirge, grüne, gemäßigt romantische Täler und Flößchen mit Industrieabwässern. Aber im Vertrauen, wenn Sie sich erholen wollen, rate ich Ihnen doch, lieber nach Lugano oder Cannes zu fahren.



Friedrich Gäbel

VON MAGDEBURG NACH MAGDEBURG

LEBENSBERICHT AM MIKROPHON

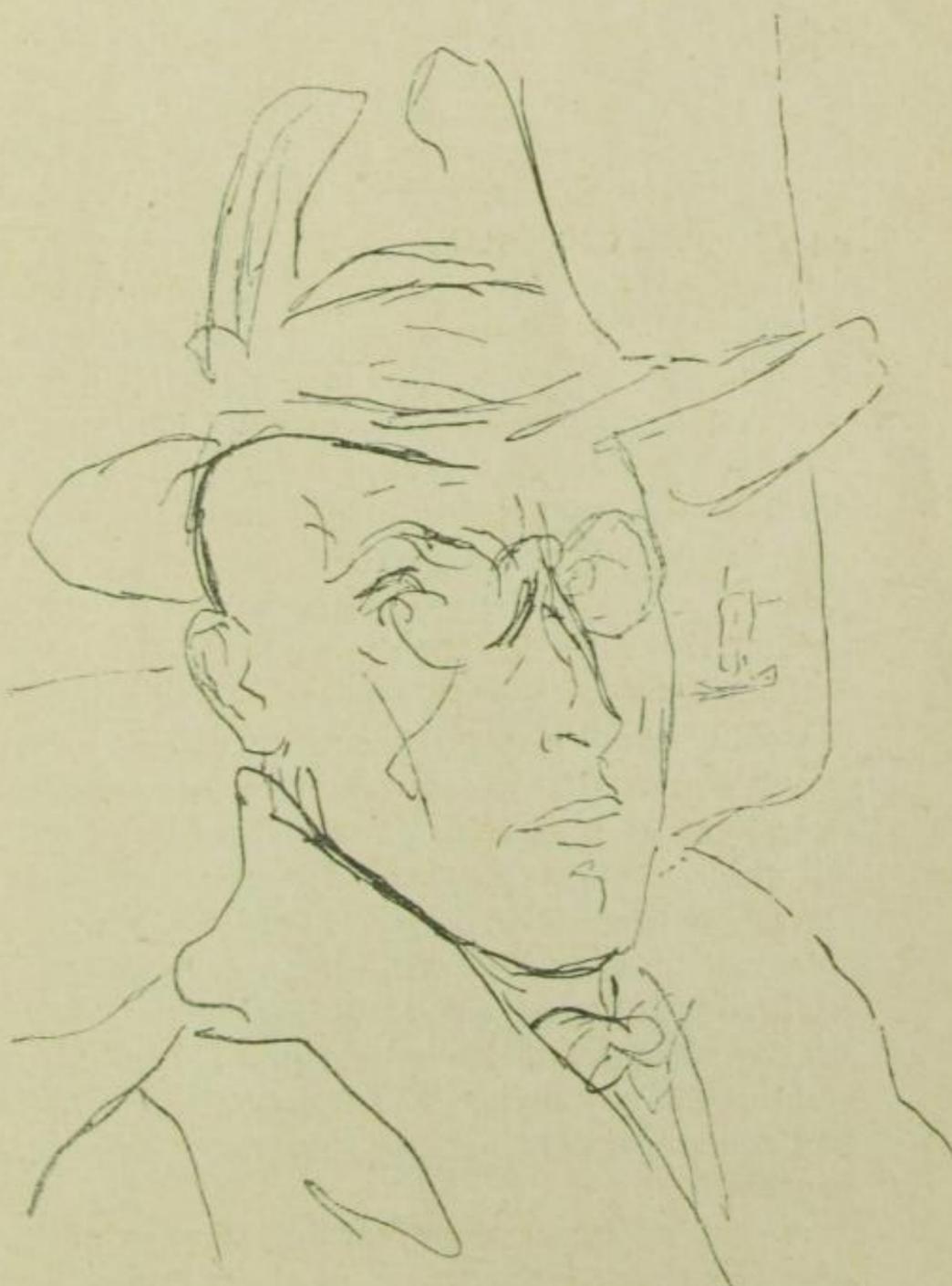
Von

GEORG KAISER

Vor einer Woche wurde ich eingeladen, am Mikrophon mein Leben zu erzählen. An jedem Tage dieser Woche habe ich an diese Erzählung meines Lebens gedacht. An jedem Tage dieser Woche fiel mir eine neue Erzählung dieses Lebens ein. Ich bemerkte also, daß ich es siebenmal anders erzählen konnte. Wären mir zwei Wochen Frist gegeben, so hätte ich bestimmt vierzehn Variationen über dasselbe Thema gefunden. Denn nur um Variationen kann es sich handeln — das Thema selbst ist eine Angelegenheit des Kalenders. Ich habe an jedem der vergangenen Tage das Leben anders gesehen. Ich habe es mir selbst lächerlich gemacht — ich habe es mit überwältigender Sonne bestreut — ich habe es bereut — ich habe es gehaßt — ich habe es mit erheblichen Einschränkungen geliebt — ich bin um mein Leben wie um einen runden Turm herumgegangen und habe keine Tür in diesem Turm entdecken können, um Eingang zu finden. Das Leben ist die verschlossenste Angelegenheit, die man sich denken kann. Den Sinn, den man ihm geben könnte, wird man nur mit Ausschaltung seines klaren Bewußtseins feststellen. Man kann das Leben tun, aber man kann dieses Tun mit keiner Zweckmäßigkeit bemänteln. Das ist so ungefähr das Resultat einer achttägigen Nachdenklichkeit über die Möglichkeit von Biografien, die in ihrer höchsten Vollendung immer noch Dichtung und Unwahrheit sind. Nur der Kalender hält überzeugende Treue, wie es mir an diesem Abend, wo ich hier stehe und rede, vorkommt. Gestern habe ich gewiß anders darüber gedacht — vorgestern wieder anders — morgen wird alles nicht gelten, was mir heute richtig erscheint. Ich bin nun selbst neugierig, was ich von meinem Leben jetzt zu sagen habe: ob ich dem Kalender huldige oder zu tiefgründigen Deutungen aller Geschehnisse mich verleiten lasse.

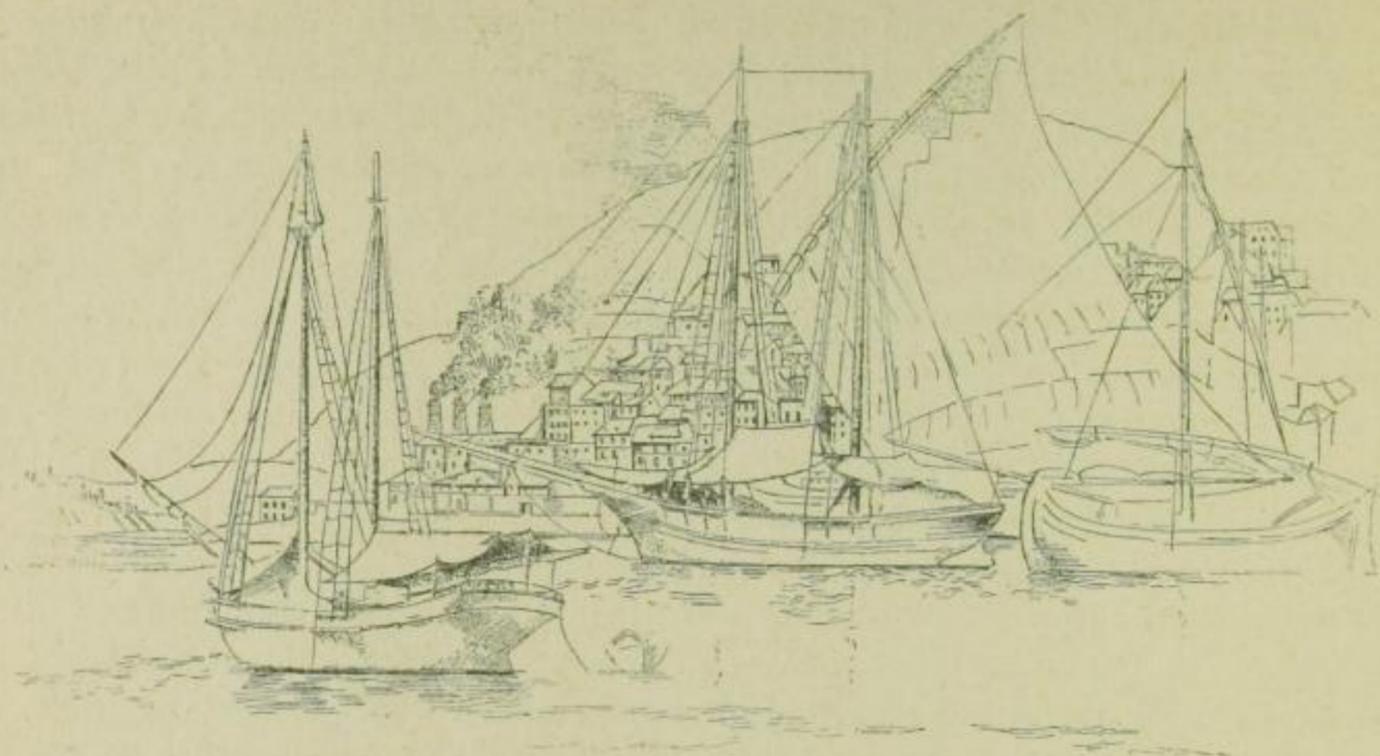
Im Herbst 1878 bin ich geboren. In Magdeburg, wo mein Vater ein Kaufmann war und sechs Söhne hatte. Mich ließ er den fünften von den sechs sein. Viele spätere Ereignisse erklären sich damit, daß ich in Magdeburg geboren bin. Ich will nicht vergessen, noch darauf zurückzukommen. Aber schon hier will ich erwähnen, daß der Mensch möglichst in einer phantastischen Landschaft seine Jugend verbringen soll. Es kommt dann nicht zu so exorbitanten Reaktionen, wie sie mir abverlangt wurden. Die Stadt Magdeburg ist nicht phantastisch. Sie hat einen Dom, der auf Jugendliche keinerlei Eindruck macht — er steht da aus früheren Zeiten und ist von der Gegenwart nicht gewollt. Höchstens — und es genügt durchaus nicht — vermittelt der Fluß die Elbe einen mächtigeren Eindruck — aber doch nicht mächtig genug, um für die übrige Einöde zu entschädigen. In dieser wenig erschütternden, aber durch Wegfall von Erschütterungen um so aufreizenderen Umgebung strich die Zeit meiner ersten zwanzig Jahre hin. Sie verlief so vollständig nach dem Schema, das seit Generationen festgelegt war — nein, es stimmt nicht, ich revoltierte beizeiten gegen dieses Schema — selbstverständlich überlegungslos instinktiv — ich wünschte mit sechzehn Jahren nicht weiter in mich hineinzulernen, was ich nicht wissen wollte — ich verzichtete auf den weiteren Aufenthalt im Kloster „Unserer lieben Frauen“ und wurde Kaufmann, um nichts mehr lernen zu müssen. Die Rettung vor dem Wissen ist die Beschäftigung. Da wurde ich nun den ganzen Tag mit den einfachsten Dingen beschäftigt. Es war ein wohltuendes Ausruhen nach den unsinnigen Strapazen und Erniedrigungen der Schule.

Wer nichts lernt, dem steht die Welt offen. Hinaus und hinein. Ich hatte mir in den drei Jahren meiner kaufmännischen Ausbildung wieder eine schöne Freiheit des Kopfes geschaffen — von der feigen Angst des Schülers erholte sich mein geängstigtes Blut: ich



Otto Th. W. Stein

Selbstbildnis



Victor Tischler

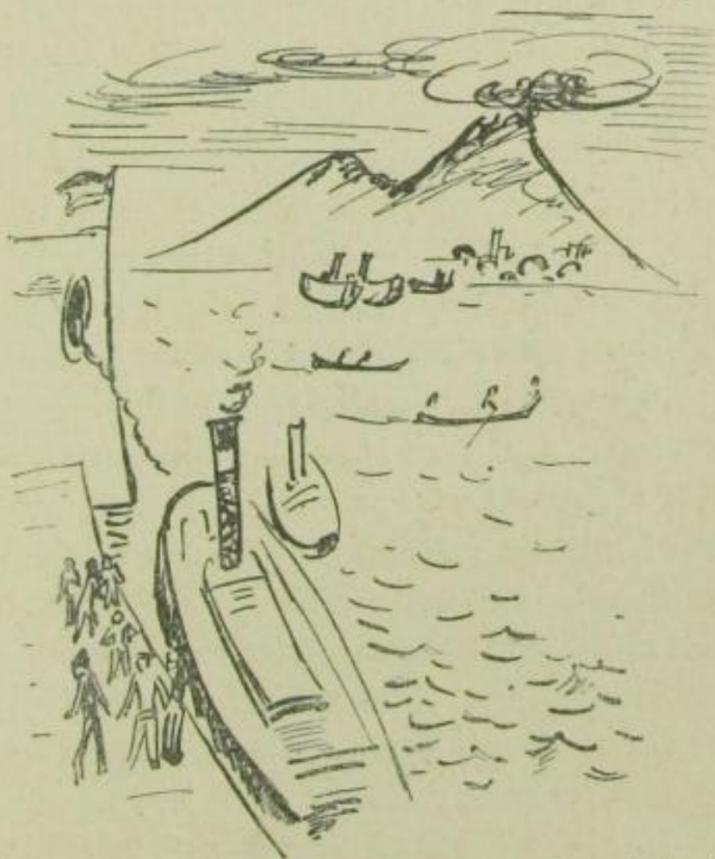
schaute um mich — und erblickte die Katastrophe einer Heimatstadt, die nicht in phantastischer Gegend liegt, sondern Magdeburg ist und nur einen Fluß Elbe hat, dem Kies entnommen wird, um diese kahle Stadt unbedenklich weiter aufzubauen. Ich will aber, um gerecht zu sein, hinzufügen, daß immer Heimatstädte reizlos sich ins Nichts verlieren, auch wenn sie mit allen Wundern, die die Natur zu vergeben hat, beglückt sind. Man hat sie zu lange und zu deutlich gesehen. Und hier erlebte ich jene exorbitante Reaktion, die ich vorhin andeutete. Ich kaufte mir einen Globus und ließ die ganze Welt rotieren. Wo ist es weit genug von hier, forschte ich. Wo leben die Antipoden. Wo geht die Sonne auf, wenn sie hier untergeht. Wo ist alles anders als hier. Es soll so sein wie es will — es soll nur nicht so sein, wie es hier seit meinen ersten zwanzig Lebensjahren ist. Ich war mit keinem Beruf belastet — ich war für kein Amt vorbereitet, also durfte ich mit eigenen Entschlüssen mich beschäftigen.

Da geschah der Aufbruch nach Südamerika. Viele Leute reisen — viele Menschen bestehen waghalsige Abenteuer. Sie haben ihren Wert — und sie sind höchst wertlos. Ich bin dazu gekommen, meinen damaligen Aufbruch aus Europa einer Expedition nach dem Pol gleichzusetzen und solches Unternehmen noch mit meinem Wagnis zu übertreffen. Denn ich brach nur auf und suchte nichts. Das ist gewiß ein Start, der, da er das Unermeßliche vor sich hat, jeden Lauf über absehbare Strecken lächerlich macht. Äußerlich sah die Sache ganz einfach aus. Ich bestieg in Bremen einen billigen Dampfer — lernte an Bord spanisch — und sah das Meer. Das Meer ist sehr groß, wenn man aus Magdeburg kommt. Es verlor später an Umfang, als ich nach Magdeburg zurückkehrte. Vieles hatte da an Umfang eingebüßt — aber Magdeburg, das nun ein Begriff ist, war nicht gewachsen.

Ich saß an einem Abend, wenige Wochen nach meiner Ankunft in Buenos Aires, in einem kleinen Restaurant am Hafen, das einem Schweizer gehörte.

Er hieß Knoepfle. Ich habe es niemals begriffen, warum man die Gebirge der Schweiz verlassen kann, um am Hafen von Buenos Aires eine Kneipe zu führen. Wenn man schon unruhigen Gemüts ist und nicht an der Stätte seiner Geburt verweilen kann, so soll man nicht an einem so langweiligen Fluß wie der La Plata sich festsetzen. Das sagte ich mir — und wenige Tage später saß ich selbst in einem viel langweiligeren Büro der argentinischen Filiale der A. E. G. fest und schrieb in Bücher, was an Materialien für elektrische Anlagen verkauft wurde. Und seltsamerweise erlebte ich nicht die geringste Enttäuschung, daß ich nun hier saß und nicht als Gaucho auf einem feurigen Mustang durch die Pampas jagte. Ich tat das später auch, aber es machte mir keinen besonderen Eindruck. Das Leben hat eine derartig vernichtende Selbstverständlichkeit, daß es einem erst nach Jahren gelingt, ihm prachtvolle Dekorationen anzuhängen, damit es wenigstens in der Erinnerung einen erträglichen Grad von Schmachhaftigkeit annimmt.

Aber Europa geriet langsam bei mir in Vergessenheit. Bis auf jene schrecklichen Träume, die sich meistens so abspielten: ich ging zum Hafen hinunter und bestieg ein Schiff, das nach Europa fuhr. Ich bestieg es gänzlich ohne meinen Willen. Aber ich befand mich schon an Bord. Ich hoffte, daß im letzten Augenblick der Anker sich nicht lichten ließe — aber der Anker ließ sich aus dem Wasser heben, und die Maschine begann zu stampfen. Das Schiff fuhr. Ich weinte. Plötzlich stiegen Klippen jäh aus dem ebenen Meer auf. Schliefe der Kapitän? Oh, möchte er doch schlafen und keine Klippen sehen. Das Schiff müßte zerschellen — und mit ihm untergehen, was auf ihm fuhr. Es war doch unmöglich, daß ich nach Europa zurückreisen sollte. Und ich erwachte in der feuchten Hitze am Ufer der La Plata — und fühlte mich krank in diesem Klima, das mich mehr und mehr schwächte. Da mußte ich mich eines Tages entschließen, doch nach einem Schiff zu suchen, das nach Europa fuhr, um nicht den Krankheiten dieser fremden Zone zu erliegen. Diesen Entschluß faßte ich von einem Tag auf den andern, und auf einem kleinen italienischen Dampfer trat ich die Rückfahrt an. Sie wurde von langer Dauer, denn es stürmte viel auf dem Meer — und schließlich geriet die Ladung in Brand. Es galt ein Ufer zu gewinnen. Es war Afrika. Da blieb ich in einem Negerdorf — ich weiß nicht mehr wie lange. Ich weiß nur noch, daß mir der Abschied sehr schwer wurde — daß ich zum erstenmal etwas von meinen Reisen aufschrieb: nämlich meine unverständlichen Gespräche mit den Negern. Ich dachte mir ihre Antworten auf meine Fragen und schrieb meinen ersten Dialog: ein Gespräch, das seine Handlung in Worten hat — und mit seinen Worten sich über jede Handlung erhob, um tiefer in abgründige Fragen hinabzustürzen, die ich mir damals



Max Pechstein

nicht beantworten konnte. Bei Gibraltar warf ich die Notizen ins Meer. Der Dezemberwind sauste in der Takelage des Schiffes. Mir wurde eisig zumute. Ich ging in Barcelona an Land. Ich war in Europa. Ich war nach wenigen Wochen wieder in Magdeburg.

Nichts hatte sich in Magdeburg verändert. Ich konnte meine eigene Veränderung nicht bemerken. Ich war krank. Folgen von Malaria. Jetzt saß ich in der Einöde noch tiefer gefangen. Fünf Jahre brauchte ich, um mich wieder zu akklimatisieren. Aber nicht eigentlich körperlich. Ich hatte mir einmal die Sache, die sich Europa nennt, von außen angesehen — und diese Betrachtung machte mich recht bedenklich. Allerdings wurden später meine pessimistischsten Erwartungen übertroffen, als man jenen vierjährigen unflätigen Krieg exekutierte, dessen Ereignis noch dem Blindesten die Augen für die Unanständigkeit und den Stumpsinn der menschlichen Gesellschaft öffnen mußte. Doch damals war das noch nicht passiert.

Ich sagte, daß ich fünf Jahre brauchte, um wieder den Fußballplatz zu betreten und mit dem ersten Torschuß mich als wiederhergestellt zu legitimieren. Aber in diesen fünf Jahren, wo die Welt mir verschwunden war, wo ich fast unbeweglich am Zimmerfenster saß — da fand ich eine Welt, die nicht bestand. Die wahrhaftigere Welt der Dichtung. Es ist unmöglich — und jeder Versuch widersetzt sich dem Suchenden: nach dem Ursprung von Dichtung zu forschen. Man kann ihr zeitliches Entstehen feststellen — mehr nicht. Der Kalender regiert. Ich kehre reuig zum Kalender zurück. Mit dreißig Jahren heiratete ich. In Seeheim an der Bergstraße kaufte ich mir ein Haus. Dahinter lag der Wald. Ich hatte von der Stadt Abschied genommen. Ich wünschte nichts weiter, als hier am Walde zu wohnen und Zeit zu haben. Blindlings setzte ich alles Vertrauen in die Zeit. Viel Zeit — viel Erfindung. Ich täuschte mich nicht. Es fiel mir schon allerlei ein — es fiel mir fast zu viel ein. Ich erhob innerlich nachdrücklich Protest gegen die nun entstehende Kontrolle meiner Einfälle, die sich Dichtung nennt. Es ist selbstverständlich, daß ich heute noch nichts Entscheidendes über den Wert von Dichtung äußern kann. Ich bin für diese Entscheidungen noch nicht vorbereitet. Ich wünsche beinahe, diese Entscheidungen nicht zu erleben. Nur revoltierte ich manchmal gegen jene besondere Leistung des Geistes, die sich das dichterische Werk nennt. Zweifellos stellt es die Höchstleistung des menschlichen Vermögens dar. Aber es führt auch zur furchtbarsten Vernichtung des Menschen. Ich erfinde hier den Satz: das Leben ist eine Beunruhigung des Todes. Wer beunruhigt am meisten? Der schaffende Geist. So wird seine Vernichtung die qualvollste werden.

Zurück zum Kalender. Ich habe erzählt bis 1912. 1913 übersiedle ich nach Weimar. Mir wird ein Sohn geboren. Unfaßliches Ereignis. Heute überragt mich das Kind um Haupteslänge. Es ist unter anderen Bedingungen aufgewachsen. Ich habe aus meinen Erfahrungen gelernt — für mich selbst kann ich sie nicht verwenden, aber bei anderen mache ich Gebrauch von ihnen. Es stimmt nicht: das mit den Schulen — mit den Soldaten — mit den Religionen. Es ist wieder alles im Fluß — man soll es der werdenden Generation mitteilen. Wir Alten sind tiefer verloren als wir ahnen. Die Untergehenden schreien am lautesten — das Gebrüll in der Gegenwart dieser Welt ist ungeheuerlich.

Her mit dem Kalender — und Sprung bis 1930. Weimar ist längst verlassen —



Maryan Zurek-Magdeburg

ich wohne in Grünheide am Peetzsee. Kalenderdaten. Was ist erlebt? Ich frage mich nachdrücklich. Was gibt das Leben her? Wo sind die Daten, die sich aus dem Fluß des Erlebens herausheben? Soll man nach ihnen suchen? Man wird sie nur da finden, wo sie dem Fremden unsichtbar bleiben. Man soll von einem Menschen nur erzählen: wann er geboren wurde und wann er gestorben ist. So soll der Mensch von sich selbst erzählen. Aber ich kann mir denken, daß ich von einem Menschen mehr wissen will. Ich, der ich Georg Kaiser bin, wünsche mir, daß ich mehr von Georg Kaiser weiß. Und hier setzt das Merkwürdigste ein, das einem Menschen zufallen kann: er sieht sich selbst zu. Dann geschieht es auf die sonderbarste Weise, daß ich jenen Georg Kaiser in die merkwürdigsten Erlebnisse schicke und ihm nun zusehe, wie er sie bewältigt. Denn kein Mensch kommt ohne die Sensationen des Daseins aus. Sie müssen nur erheblich sein. Nach außen wie nach innen. Man muß von unendlicher Neugierde durchströmt sein, um das Leben auszuhalten. Denn es ist ebenso langweilig wie gefährlich. Aber mit der Gefahr wird die Langeweile überwunden. Wo liegen nun die heftigsten Gefahren? Im äußeren Geschehen sind sie nicht zu finden. Da sieht der Georg Kaiser dem Georg Kaiser enttäuscht zu. Das ist keines Lebens Inhalt, daß man in Magdeburg aufwächst und um den Globus läuft — und dennoch ist es unvermeidlich.

Es ist unvermeidlich, daß der Kalender mit dem Sinn des Lebens in Konflikt gerät. Es ist vielleicht der Sinn des Lebens: über diesen Konflikt nachzugrübeln und Rezepte zu formulieren. Der eine empfiehlt: zu hassen und zu töten. Der andere proklamiert die Gewaltlosigkeit. Beidemale handelt es sich um Ausflüchte.

Es haben bereits viele Menschen ihr Leben erzählt: was haben sie erzählt? Eine Schmähung oder eine Beschönigung. Die Unwahrheit auf jeden Fall.

Ich halte mich an den Kalender: ich bin geboren im Herbst 1878 und lebe im Frühjahr 1930, um diese unwiderlegliche Tatsache zu verkünden.



Fassaden in Dresden

Photo Franz Fiedler



Ecce-Photo

Das Heim des 70jährigen Forschungsreisenden Freiherrn v. Mehring



Photo Ehrlich, Dresden

Sächsische Hochzeitsgesellschaft



Bürgerliche Stube in Dresden

Oskar-Seyffert-Museum, Dresden



Speisezimmer im Haus am Rupenhorn (Entwurf Karl Bertsch)

Deutsche Werkstätten, Hellerau

*Diese Geräusche, ach, und die Bewegung —
Sie müssen sich in meine Verse schmiegen,
Aussprechen müssen sie für mich mein Leben,
Das unaussprechlich ist, mein Kinderleben,
Das von nichts anderm wissen will,
Als ewig auf das Ungewisse hoffen.*

(Deutsch von Henri du Fais.)

ERSTER FLUG

Von

WALTER HASENCLEVER

*Noch einmal erfülle mich brausendes Spiel!
Vom Gedärm der Erde ackere dich bloß
Stampfe, bäume dich, schwanke los,
Steige — sei ohne Grenze und Ziel!
Blaue Monteure rennen im Trab,
Einem schlägt es die Arme ab,
Messingtrompeten verdünnen die Lüfte,
Toiletten, Autos, gespitzte Bärte,
Mitaufsteigen des Feldes Düfte
Und eines fernen Zuges Fährte.
Die krüppeligen Menschen sind dein nicht mehr.
Höre den Strom! Er fliegt vor dir her.
Hinter dir schreit der Motor. Laß ihn morden.
Mensch aus Fleisch — Du bist zu Stahl geworden!*

*Riesengroß aus dem Violetten
Bricht die Sonne auf wie ein Brandgeschwür,
Alles ergänzt sich zu Flächen und Ketten,
Sehnsucht, daß wir Flügel hätten,
Schwebt: ein schlankes, schwarzes Tier.
Wald, Fabrik und Marionetten
Graben sich wie Maulwürfe ein,
Und die Erde kriecht wie Wein
Langsam trunken in die Betten.*

*Hinaus denn, Zeit, an der ich hänge!
Wir fahren und alles ist stillgestellt.
Die Ungeduld deiner Taten, deiner Gesänge
Bricht aus Jahrhunderte langer Enge —
Du hast begonnen — vollende die Welt!
Werde Form, was deine Maschinen trug!
Hinaus denn, Zeit, nach der ich dränge!
Sei Eisen! Sei Höhensteuer! Sei Flug!*

(1911 im „Neuen Leipziger Parnaß“)

Gellert bei Friedrich dem Großen

(Auszug eines Briefes aus Leipzig vom 27. Januar 1761)

Der achtzehnte Dezember vorigen Jahres war der merkwürdige Tag, an welchem der Herr Professor Gellert nachmittags um drei Uhr in einem Schlafrocke, in einer weißen Mütze emballiert und gar nicht wohl, an seinem Pulte saß, und jemand an seine Thür pochte: — Herein! — Ich bin der Quintus Scilius und freue mich, Sie kennen zu lernen. Ihre Majestät der König verlangen Sie zu sprechen und haben mich hergeschickt, Sie zu ihm zu bringen. — Gellert: Herr Major — Sie müssen mir ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige an einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gelegen sein. — Der Major: Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nötigen, heute mit zu gehen. Aber das muß ich Ihnen sagen, wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie sich, ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie dann nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also, ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit, um vier Uhr werde ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll. — Gellert: Ja das tun Sie, Herr Major, ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde.

Nun ist also der Herr Major fort, und der Herr Professor, der zum Unglück seinen Herrn B. nicht zu Hause hat, schafft sich mit vielem Verdruß und großen Umständen Barbier und einen Peruquier und ist um vier Uhr fertig. Der Herr Quintus kommt, und sie gehen nach dem Apelischen Hause. In dem Vorzimmer fanden sich zwei, drei Personen, welche voller Freuden waren, den Herrn Professor kennen zu lernen. Jetzt aber geht die Thür zu Ihrer Majestät Zimmer auf. Sie treten ein und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit über allein. —

Der König: Ist Er der Professor der Moral Gellert? — Gellert: Ja, Ihre Majestät. — Der König: Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt; wo ist Er her? — Gellert: Von Hänichen bei Freiberg. — Der König: Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg? — Gellert: Ja, Ihre Majestät. — Der König: Sage Er mir doch, warum wir keine gute deutsche Schriftsteller haben? — Der Major Quintus: Ihre Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen La Fontaine nennen. — Der König: Das ist viel, hat Er den La Fontaine gelesen? — Gellert: Ja, Ihre Majestät, aber nicht nachgeahmet: ich bin ein Original. — Der König: Gut, das ist einer, aber warum haben wir denn nicht mehr gute Autoren? — Gellert: Ihre Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen. — Der König: Nein, das kann ich nicht sagen. — Gellert: Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller. — Der König: Das ist wahr! Warum haben wir keine gute Geschichtschreiber? — Gellert: Es fehlt uns auch daran nicht, wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat. — Der König: Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat? — Gellert: Ja! und glücklich; einer von Ihrer Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe. — Der König: Hatz der Mann auch verstanden? — Gellert: Die Welt glaubt es. — Der König: Aber warum macht sich keiner an den Tacitum, den sollte man gut übersetzen? — Gellert: Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte

französische Übersetzungen von ihm. — Der König: Da hat Er recht. — Gellert: Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in allen Arten guter Schriften sich hervorgetan haben; da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jezo das kriegerische Säkulum der Deutschen. Vielleicht hat es ihnen auch an Augusten und Louis XIV. gefehlet? — Der König: Er hat ja zwei Auguste in Sachsen gehabt? — Gellert: Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht. — Der König: Wie will Er denn einen August in ganz Deutschland haben? — Gellert: Nicht eben das: ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies aufmunterte. — Der König: Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen? — Gellert: Ich bin einmal in Berlin gewesen. — Der König: Er sollte reisen! — Gellert: Ihre Majestät: dazu fehlet mir Gesundheit und Vermögen. — Der König: Was hat Er denn für eine Krankheit, etwa die gelehrte? — Gellert: Weil sie Ihre Majestät selbst so nennen, so mag sie so heißen, in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben. — Der König: Ich habe sie auch gehabt, ich will Ihn kurieren. Er muß sich Bewegung machen, alle Tage ausreiten und alle Wochen Rhabarber nehmen. — Gellert: Diese Kur möchte wohl eine neue Krankheit für mich sein. Wenn das Pferd gesünder wäre als ich, so würde ichs nicht reiten können, und wäre es ebenso krank, so würde ich auch nicht fortkommen. — Der König: So muß Er fahren! — Gellert: Dazu fehlt mir das Vermögen. — Der König: Ja, das ist wahr, das fehlt immer den Gelehrten in Deutschland, es sind wohl jezo böse Zeiten? — Gellert: Jawohl, und wenn nur Ihre Majestät Deutschland den Frieden geben wollten. — Der König: Wie kann ich denn! Hat Ers denn nicht gehöret, es sind ja drei wider mich? — Gellert: Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte. — Der König: Was meinet Er, welcher ist schöner in der Epopée, Homer oder Virgil? — Gellert: Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist. — Der König: Aber Virgil ist viel polierter. — Gellert: Wir sind so weit vom Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug sollen urteilen können, ich traue darinnen dem Quintilian, welcher Homero den Vorzug gibt. — Der König: Man muß aber auch nicht ein Sklave von den Urteilen der Alten sein? — Gellert: Das bin ich nicht, ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urteilen kann. — Der Major Quintus: Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben. — Der König: So! Hat Er denn auch wider den Stylum Curiae geschrieben? — Gellert: Ach ja, Ihre Majestät. — Der König: Aber warum wird das nicht anders? es ist was verteufltes, sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon. — Gellert: Wenn es Ihre Majestät nicht ändern können, so kann ich es noch weniger; ich kann nur raten, wo Sie befehlen. — Der König: Kann Er keine von seinen Fabeln auswendig? — Gellert: Ich zweifle, mein Gedächtnis ist mir sehr ungetreu. — Der König: Besinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen. Nun, hat Er eine? — Gellert: Ja, Ihre Majestät:

D e r M a l e r

Ein kluger Maler in Athen,
 der minder, weil man ihn bezahlte,
 als weil er Ehre suchte, malte,
 ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn
 und bat sich seine Meinung aus;
 der Kenner sagt' ihm frei heraus,

daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
 und daß es, um recht schön zu sein,
 weit minder Kunst verraten sollte.
 Der Maler wandte vieles ein:
 der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
 und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein
 und nahm das Bild in Augenschein.
 O, rief er bei dem ersten Blicke,
 ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
 Ach welcher Fuß! O wie geschickt
 sind nicht die Nägel ausgedrückt!
 Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
 Wie viele Kunst, wie viele Pracht

ist in dem Helm und in dem Schilde
 und in der Rüstung angebracht.
 Der Maler ward beschämt, gerühret
 und sah den Kenner kläglich an.
 Nun, sprach er, bin ich überführet!
 Ihr habt mir nicht zu viel getan.
 Der junge Geck war kaum hinaus,
 so strich er seinen Kriegsgott aus.

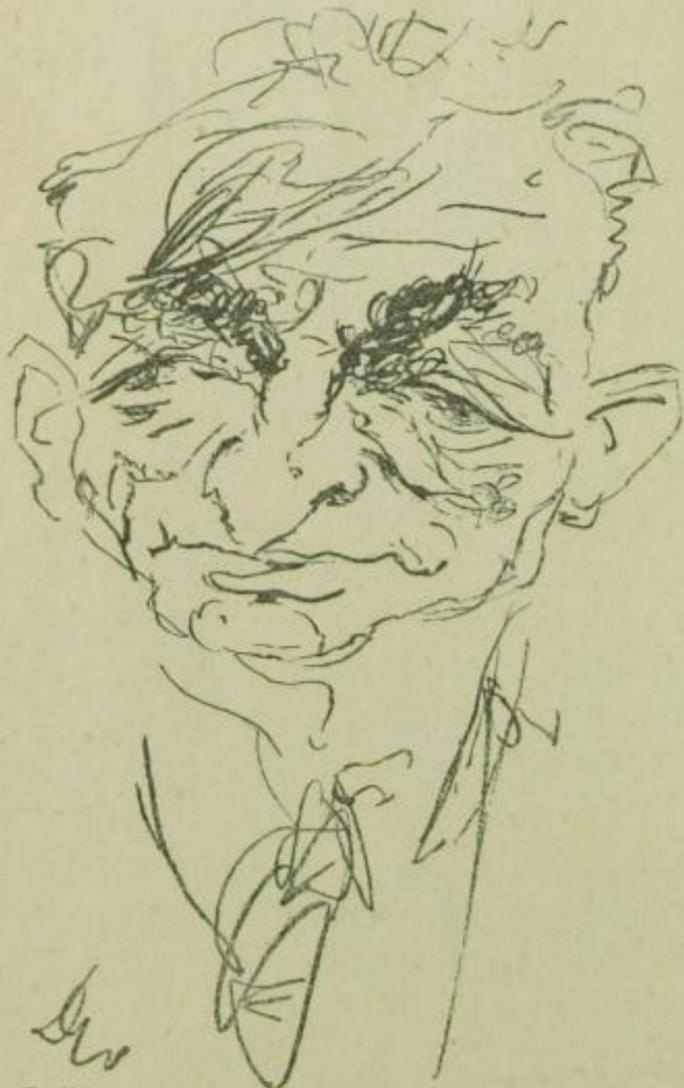
Der König: Und die Moral? — Gellert: Gleich, Ihre Majestät:

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
 so ist es schon ein böses Zeichen;

doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
 so ist es Zeit, sie auszustreichen.

Der König: Das ist schön; recht schön: Er hat so was galantes in seinem Wesen.
 Das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gottsched eine Übersetzung der Iphigenia vor-
 gelesen, ich habe das Französische darbei gehabt und kein Wort verstanden: sie haben
 mir noch einen Poeten, den Pietich, gebracht: den habe ich weggeworfen. — Gellert:
 Ihre Majestät: den werfe ich auch weg. — Der König: Nein, wenn ich hier bleibe,
 so muß Er öfter wiederkommen und seine Fabeln mitbringen und mir daraus vorlesen.
 Gellert: Ich weiß nicht, ob ich ganz gut lese, ich habe so einen singenden gebirgischen
 Ton. — Der König: Ja, wie die Schlesier; nein, Er muß seine Fabeln selbst lesen,
 sie verlieren sonst. Nun! komme Er bald wieder. —

Ungeachtet dessen, was der König am Ende sagte, so ist doch der Professor nicht
 wiedergekommen oder gerufen worden. Da er weggegangen, hat der König gesagt:
 Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched, und den andern Tag bei der Tafel: Das
 ist der vernünftigste unter allen deutschen Gelehrten.



Dolbin

Ringelnatz

ENTGLEITE NICHT

Von

JOACHIM RINGELNATZ

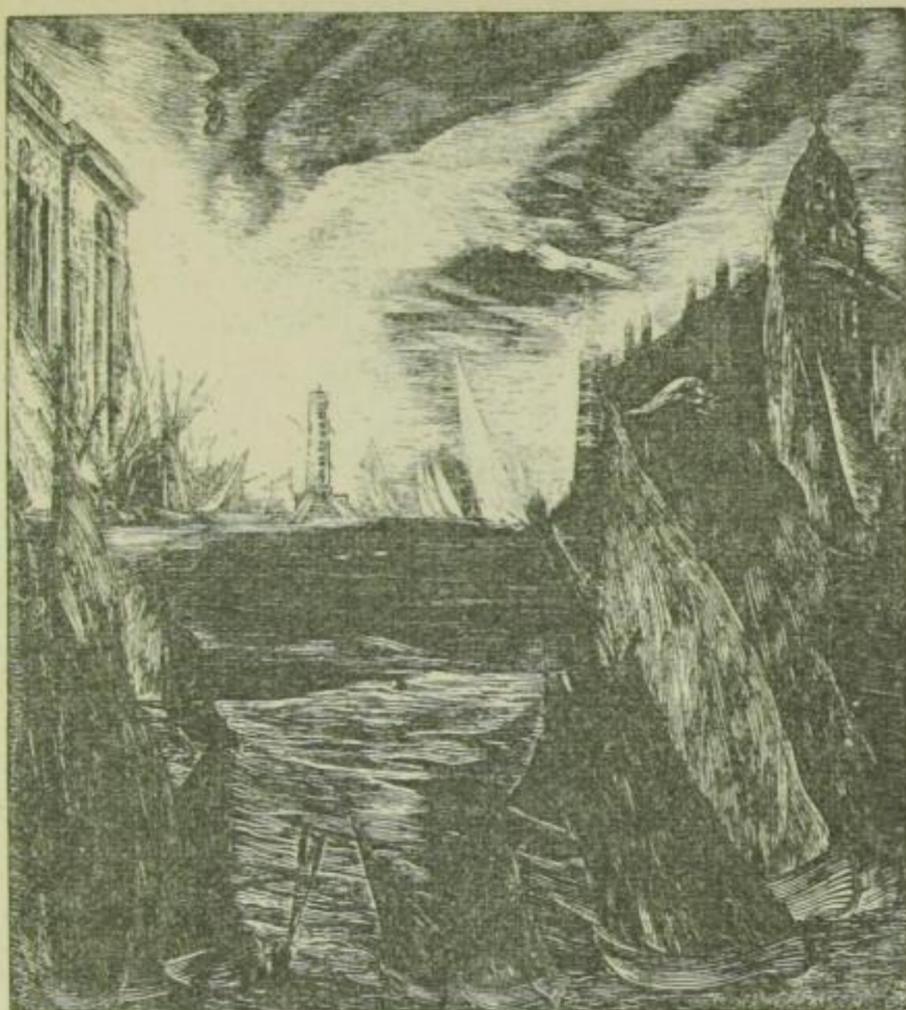
*Wer hätte damals das gedacht!?
 Von mir!? — Wie war ich davon weit!*

*Dann stieg ich, stiegen wir zu Zweit
 Und sagten glücklich vor der Nacht:
 „Kehr nie zurück, bedankte Aermlichkeit!“*

*Es war ein wunderschönes Hausen
 In guter, kleinerbauer Heimlichkeit. —*

*Ganz winzige, herzförmige Fenster gibts. —
 Im reichen Raum vergißt man leicht das
 Draußen.*

Entgleite nicht, du Glück der Einfachheit.



Lespinasse

WIELAND VOR NAPOLEON BEGEGNUNGEN IN WEIMAR UND ERFURT

Von

FRIEDRICH BURSHELL

Mit dem glänzendsten Gefolge von der Welt, mit einem Kaiser und vier Königen hinter sich, war *Napoleon* zum Besuch des Weimarer Hofes aus der Kongreßstadt Erfurt herübergekommen. Von *Wieland* erfuhr er durch den Fürstprimas Dalberg, der bei Tisch nicht ohne Absicht erzählte, daß der in Weimar lebende Dichter, den hohen Herrschaften vermutlich aus seinen erotischen Erzählungen recht gut bekannt, außerdem ein politischer Schriftsteller von so prophetischem Scharfblick sei, daß er schon während der Revolution dem französischen Volk den Rat erteilt habe, den großen Mann an die Spitze zu stellen, dem heute gegenüberzusitzen das schönste Glück seines Lebens bedeute. Der Kaiser, sofort aufmerksam, wenn man ihm von Menschen erzählte, die öffentlich über ihn geschrieben hatten, wünschte diesen Dichter sogleich kennen zu lernen.

Wieland aber, so begierig er selber war, mit dem Diktator Europas bekannt zu werden, hatte sich mit der ihm eigenen Bescheidenheit und Scheu vor höfischem Zeremoniell für diesen Tag entschuldigen lassen. Abends bei der Vorstellung im Theater, wo Talma mit der von Napoleon mitgeführten Truppe den Cäsar in Voltaires Tragödie spielte, fiel dem Kaiser in einer kleinen Seitenloge der merkwürdig kluge, mit einem schwarzen Samtkäppchen bedeckte Kopf eines

weißhaarigen alten Mannes auf, und als er erfuhr, daß eben dies der mittags erwähnte Wieland sei, wurde seine Neugier noch größer. Doch auch beim anschließenden großen Ball war der Dichter nicht zugegen. Der Kaiser, der diesmal bestimmt mit dem Erscheinen Wielands gerechnet hatte, äußerte sein Befremden, und nun wurde rasch eine Hofkutsche ausgeschickt, die Wieland, wie er ging und stand, ohne Puder und Degen herbeischaffen mußte.

Kaum hatte Wieland, vom Licht geblendet, sich umgesehen, als der kleine Mann im grünen Uniformrock, den er aus Bildern und vom Theater her kannte, sich mit raschen Schritten auf ihn zu bewegte. Die Herrin des Hauses, Karl Augusts unglückliche Gemahlin, übernahm die Vorstellung und überließ die beiden Herren ihrem Gespräch.

Der Kaiser war an diesem Abend in bester Laune. Die in die Augen springende Klugheit und Bonhommie dieses alten Mannes gefielen ihm sehr. Auf den ersten Blick, der bei Napoleon meist alles entschied, hatte er herausgefunden, daß Wieland der richtige gesunde Menschenverstand war, für den Kaiser etwas sehr Wünschenswertes, eine saubere Mischung aus großer Daseins- und Arbeitsfreude, aus geistiger Beweglichkeit und gutmütigem Spott, dabei den Manieren nach ein anspruchsloser, gemütlicher Greis, hinter dessen freundlichem Lächeln er gleichwohl die schärfste Menschen- und Weltkenntnis ahnte; und da dem Kaiser sehr daran gelegen war, bei den repräsentativen Deutschen einen guten Eindruck zu hinterlassen, gab er sich gleichfalls gemütlich, ganz ohne kaiserliches Air, ohne Hand im Busen, als Kollege vom andern Fach.

Sofort nach dem üblichen Begrüßungskompliment begann der Kaiser zu sprechen. Wieland hatte Zeit, mehr Zeit sogar, als ihm lieb war, den Mann genau zu beobachten, den er für den außerordentlichsten Menschen der ganzen bekannten Geschichte hielt. Der größte Respekt konnte ihn freilich nicht hindern, über den etwas zu absichtsvollen Eifer des Kaisers heimlich zu lächeln.

Napoleon stand auf breiten Beinen unerschütterlich da und redete, überaus freundlich, überaus einfach, wie zu einem alten Bekannten, einem guten Freund, den man lange nicht gesehen hat. Er schien alles um sich her vergessen zu haben, den andern Kaiser, die Könige, den Weimarer Hof, die Verteilung Europas, seine spanischen Sorgen, und als er in Schwung gekommen war, sprach er erst recht weiter, unerschöpflich, unermüdlich, von einer wahren Redewut besessen.

Die Szene brachte den Ball zum Stocken. Etwas Ähnliches war noch nicht vorgekommen. Die höchsten Herrscher Europas, die vornehmsten Damen drückten sich in den Ecken herum, warteten auf ein einziges Wort des Eroberers, der einen simplen, noch dazu bürgerlichen Dichter mit einer Huld überschüttete, für deren tausendsten Teil sie sich glücklich gepriesen hätten. Niemand wagte den Kaiser zu unterbrechen, dem feierlichen Zweck des Balles wieder zuzuwenden. Verwegene Naturen umschlichen unauffällig die Gruppe, fingen ein paar stärker gesprochene Worte auf, gaben sie eilig weiter, und bald war im Saal, symbolisch genug für die Geschichtschreibung, ein Legendenkranz um das merkwürdigste aller Gespräche entstanden.

Was Napoleon aber wirklich sagte, wissen wir in großen Zügen aus Wielands eigenem, zuverlässigem Bericht. Der Kaiser knüpfte an die Vorstellung an und

sprach von *Cäsar*, von dem er behauptete, daß er der größte Mann der Weltgeschichte gewesen wäre, wenn er nicht einen, aber völlig unverzeihlichen Fehler begangen hätte. Wieland dachte vergeblich nach, was Napoleon mit diesen Worten meine. Doch ehe er noch die Lippen öffnen konnte, hatte der Kaiser ihm die Frage abgenommen: „Sie wollen ihn wissen, den Fehler? Cäsar kannte ja längst die Menschen genau, die ihn auf die Seite schafften, und so hätte *er sie auf die Seite schaffen müssen*.“

Bei diesen Worten sah Wieland den Kaiser an, er sah das Kinn, die schnellen Augen, die gewaltigen Schädelknochen, und in ihm bildete sich die stille Meinung, daß dieser zweite, vor ihm stehende kaiserliche Feldherr diesen Fehler sich bestimmt nicht zuschulden kommen lassen würde.

Danach kam Napoleon auf die römische Politik zu sprechen, die er begreiflicherweise aufs allerhöchste bewunderte, während die *Griechen* bei ihm nicht viel galten. In ihrer Geschichte wollte er nichts anderes sehen als einen ewigen Kampf zahlreicher kleiner Republiken um Bagatellen. Kunst und Literatur der Griechen, auf die Wieland bescheiden hinwies, schienen ihm gleichgültig zu sein. Nur Homer fand seinen Beifall, wie er überhaupt in der Dichtung jetzt nur die hohe pathetische Form, die ernstesten, gewaltigen Inhalte schätzte. Von allen anderen Gattungen hielt er nichts: sie machten weichlich und schlaff, erklärte er. Von der früheren Begeisterung für den *Werther* des persönlich so stark auf ihn wirkenden anderen Weimarer Dichters war nichts mehr zu spüren. Bei aller Verbindlichkeit des Tons war Napoleon bald wieder in seine imperiale Haltung zurückgeglitten. Wenn er mit Dichtern sprach, so wünschte er durch die Macht seiner Person ihnen vor Augen zu führen, daß er es war, der die ernstesten, gewaltigen Inhalte geliefert hatte, die hohe, pathetische Form wieder möglich machte. Zu Wieland, dem Greis, der nichts als seine wohlverdiente, patriarchalische Ruhe auskosten wollte, sprach er freilich platonisch, fortgerissen von seiner Natur, die wirken mußte um jeden Preis. Goethe, den Mann, der ihn zur Bewunderung hinriß, wünschte er nicht nur mit Reden an sich zu fesseln.

Ein Phänomen aus einer anderen Welt, beziehungslos, stand Napoleon vor beiden. Bei Wieland hatte er keine Ahnung, daß jedes seiner kritischen Dekrete dem sanft ironischen Dichter der Zaubermärchen, der humanen Erziehungsromane derbe Ohrfeigen versetzte. Wieland quittierte mit freundlichem Lächeln, konstatierte, daß der Kaiser auch nicht die Spur eines Gemüts besitze und zu einem Denkmal aus Bronze vor ihm erstarrte.

Als das Gespräch abbog, kam Wieland dazu, dem Herrscher eine Frage vorzulegen, eine höchst bezeichnende, offene Frage, die den völlig unzeremoniellen Charakter der freilich recht einseitig geführten Unterredung deutlich beweist. Wieland erkundigte sich nämlich beim Kaiser, warum er denn bei der Reform des Kultus in Frankreich nicht philosophischer, dem Geist der Zeit angemessener vorgegangen sei. Napoleons Antwort darauf ist wundervoll: „Ja, mein lieber Wieland, für *Philosophen* ist der Kultus auch nicht gemacht. Denn die Philosophen glauben weder an mich noch an meinen Kultus, und den Leuten, die daran glauben, kann man nicht Wunder genug tun und lassen. Wenn ich einmal eine Religion für Philosophen stiften könnte, die sollte freilich anders beschaffen sein.“

Den Freigeist brauchte Napoleon nicht zu spielen, da er an nichts als an sich selber glaubte. Er ging im Gespräch mit Wieland so weit, *die historische Existenz Jesu in Zweifel zu ziehen*, eine für damalige Zeiten unerhörte Bemerkung, mit der der Kaiser allerdings herzlich wenig riskierte. Wieland war selber skeptisch genug, hatte im Lauf seines langen Lebens, das alle Bildungstendenzen der gärenden Epoche durchmachte, in den wohlabgewogenen Frieden eines Kompromisses sich hineingerettet, und diese nackte, brutale, etwas vulgäre Aufklärung, die Napoleon ihm breit zum besten gab, interessierte ihn nicht, um so weniger, als er bedenklich anfang müde zu werden. Anderthalb Stunden hatte der Kaiser beinahe in einem Zug auf ihn eingeredet. Es war spät in der Nacht und das beschwerliche Stehen auf einem Fleck für den fünfundsiebzigjährigen Dichter auf die Dauer nicht zu ertragen. Der unermüdliche Sprecher merkte nichts, bis Wieland ihn endlich mit einer Freiheit, die kein anderer sich herausgenommen hätte, darauf aufmerksam machte, daß er der Ruhe bedürfe. Napoleon nahm es auch gar nicht übel, er munterte ihn freundlich zum Gehen auf: „Allez donc! Allez! Bon soir!“

*

Einige Tage später wurde Wieland, der vom Fürstprimas und dem Herzog von Weimar dringend nach Erfurt gebeten war, neuerdings vom Kaiser eingeladen, diesmal zum *Frühstück*, was aber durchaus nicht hieß, daß er mitessen durfte. Überhaupt herrschte in Erfurt eine andere Luft. Das Vorzimmer, wo Wieland warten sollte, war überfüllt mit deutschen Hoheiten, zwei schöne württembergische Herzoginnen darunter, Marschällen, Offizieren aller Grade; und da der Kaiser gerade eine der schwierigen Konferenzen mit dem unberechenbaren Zaren Alexander hatte, fand Wieland reichlich Gelegenheit, sich über die deutschen Herrschaften zu mokieren, die zwar in Ergebenheit vor dem korsischen Emporkömmling erstarben, über den legitimen Dichter aber hinwegsehen, bis die Zuvorkommenheit der französischen Herren, die sich um Wieland bemühten, sie etwas geneigter machte, sich gnädig zu ihm herabzulassen. Drei geschlagene Stunden mußte Wieland mit der illustren Gesellschaft antichambrieren, bis er mit wenigen anderen Eingeladenen zum Kaiser vorgelassen wurde.

Napoleon saß in der Mitte seines Zimmers allein bei Tisch. Wieland und die anderen Begünstigten durften sich im Kreis um die Tafel stellen und einem Schauspiel zusehen, das mehr der Fütterung eines Löwen glich als dem erwarteten, zierlichen Gabelfrühstück. Der Kaiser schien heute nicht guter Stimmung, und das einzige, was Wieland diesmal an ihm bewundern konnte, war der ausgezeichnete Appetit. Napoleon ließ sich fünf, sechs verschiedene Platten servieren, griff hastig, gierig, ohne jede Ordnung nach den einzelnen Schüsseln, goß viele Gläser mit Wasser vermischten Weins hinunter. Dabei wurde Wieland mit einigen kurzen, verhältnismäßig gnädigen Fragen ausgezeichnet. Aber mehr als die Ehre spürte er allmählich den Hunger, der bei der gewaltigen Eßlust des Kaisers ansteckend sich regte.

Erschöpft wie neulich verließ er den gewaltigen Mann, den er nicht mehr sehen sollte, und im innersten Herzen war der bescheidene, mäßige Wieland froh, einem so maßlosen Menschen entronnen zu sein.



Photo Gerstenberg

Werner Krauß in Hasenclevers „Napolcon greift ein“
(Berlin, Theater in der Stresemannstraße)



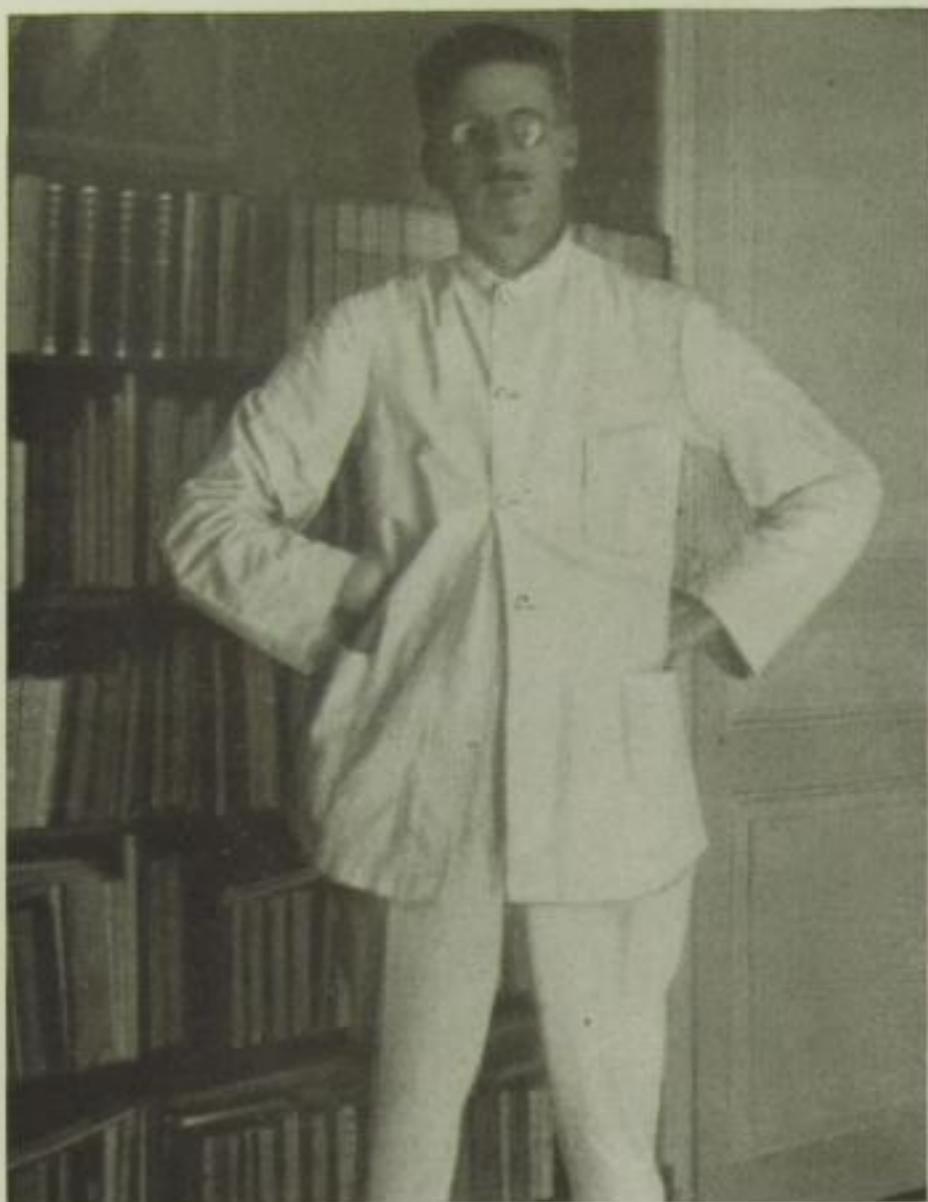
Kändler, Mohr mit Pferd (Alt-Meißner Porzellan)



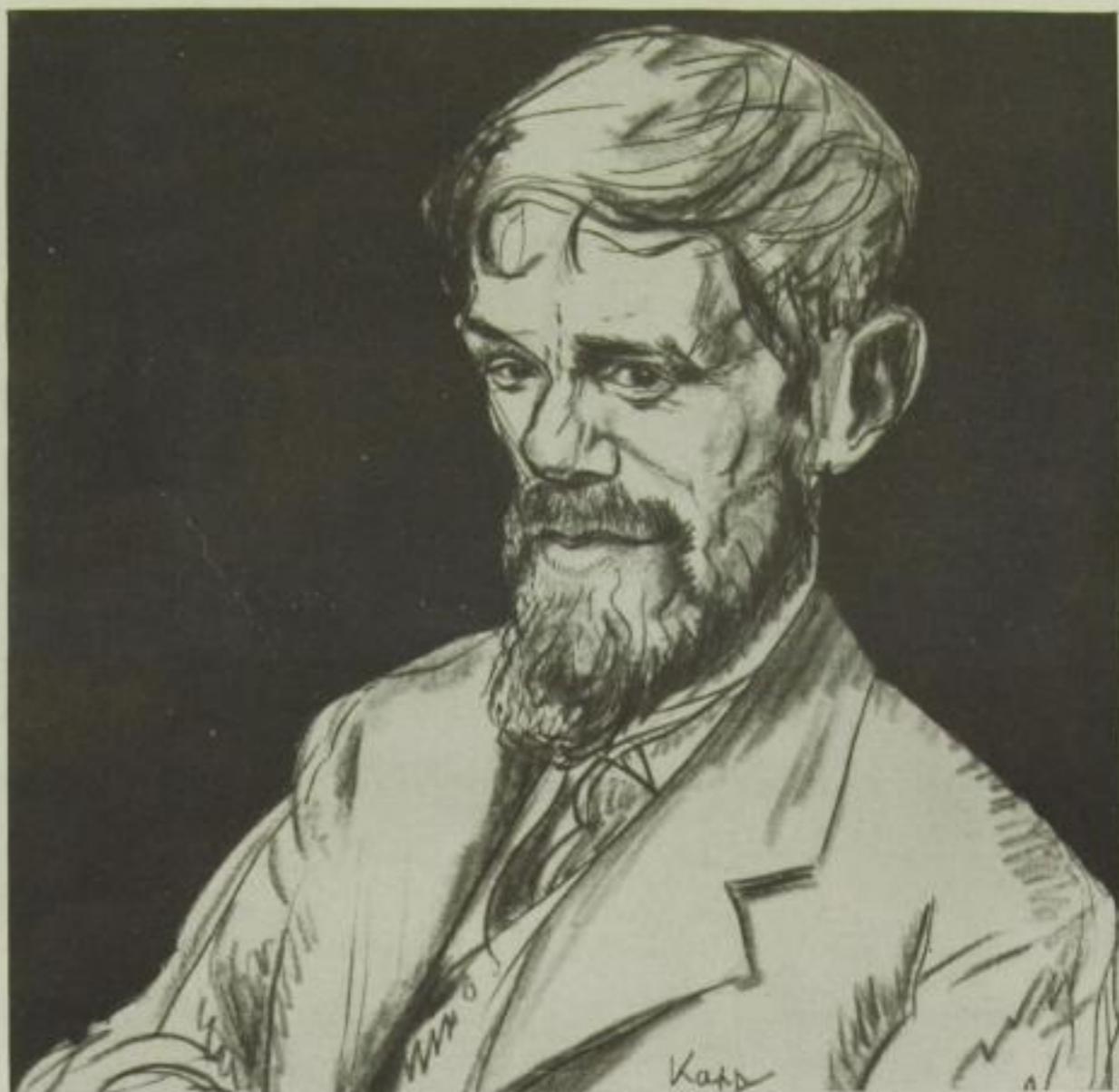
Photo Gerstenberg
Felix Bressart in Walter Hasenclevers „Napoleon greift ein“
(Theater in der Stresemannstraße, Berlin)



Leipzig, Museum
Edvard Munch, Bildnis des Malers Dörnberger

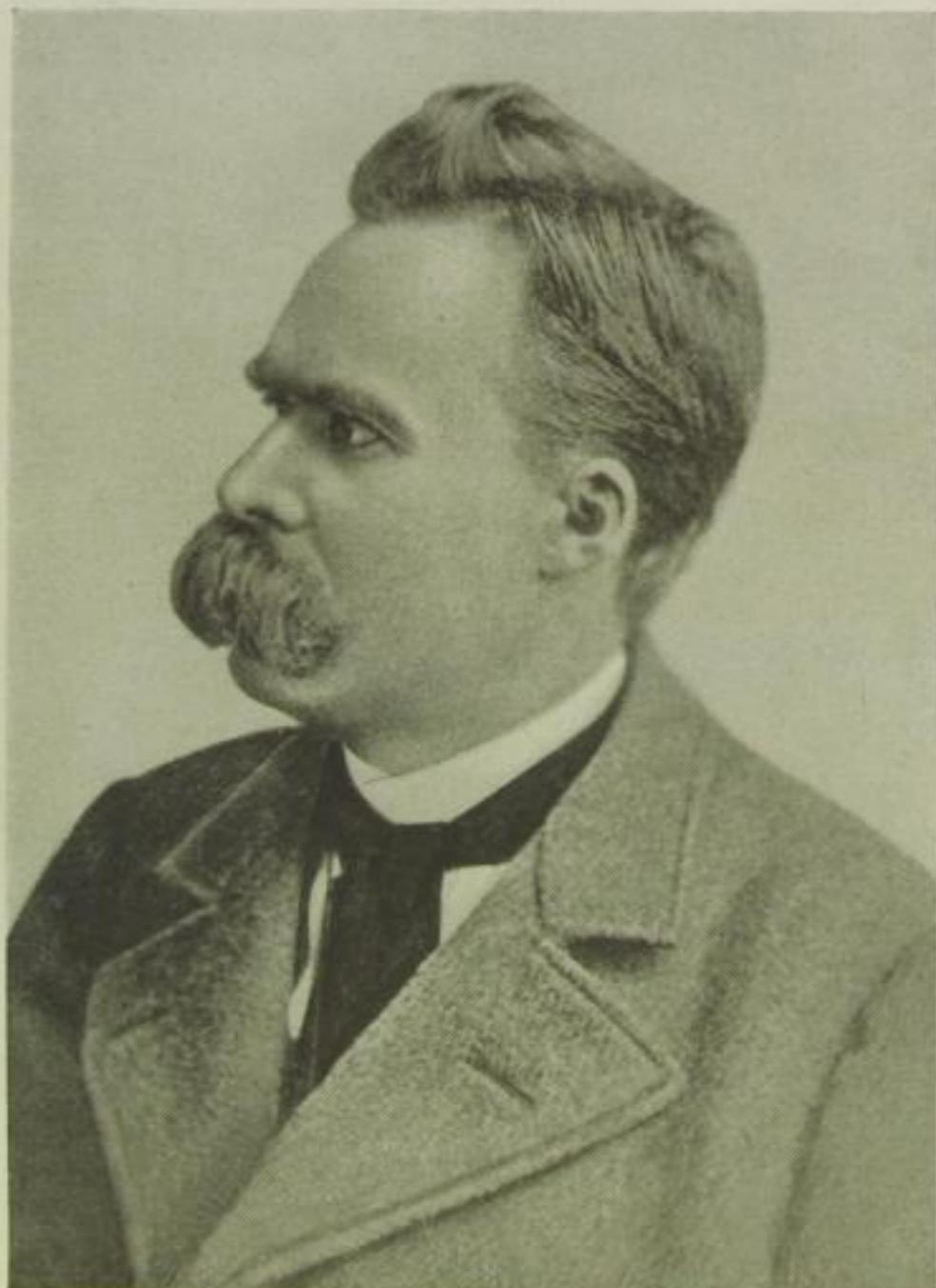


James Joyce in seinem Pariser Heim

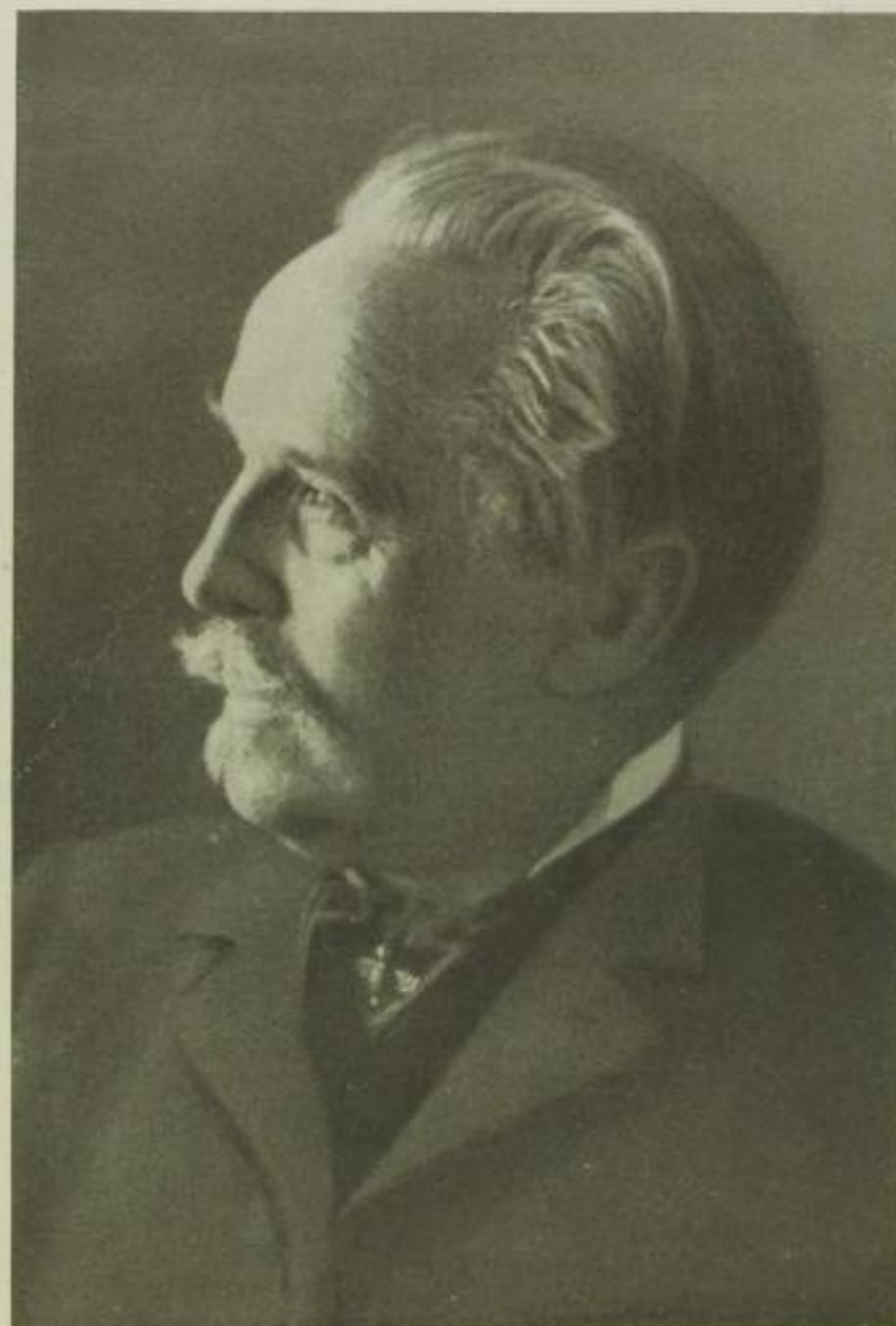


Edmond X. Kapp, Der Dichter D. H. Lawrence †

Zarathustra und Winnetou



Friedrich Nietzsche



Karl May

WIE SCHREIBT MAN EINE LITERATURGESCHICHTE?

Von

ARTHUR ELOESSER

Zunächst das Geständnis, daß ich noch nie eine Literaturgeschichte hinter-
einander gelesen habe. Aus einem einfachen Grunde, oder aus zwei einfachen
Gründen; sie waren selten brauchbar, noch seltener lesbar. Als ich meine Literatur-
geschichte machte oder wenigstens den ersten Band bis zu Goethes Tod, konnte
ich sie aus zwanzig anderen und aus Hunderten von Einzeldarstellungen zusammen-
setzen. Auf die bequeme Benutzung solcher Vorarbeiten (die mir aber sehr un-
bequem scheint) habe ich von vornherein verzichtet, selbstverständlich mit dem
Vorbehalt, daß uns auch so eine Menge Überlieferungen anhängt, und daß wir,
mit der Eiszeit mag es sich anders verhalten, kaum noch auf ein Stück Geschichte
stoßen können, das uns nicht schon von weitem gestaltet schiene. Ich stellte mich
auf den Standpunkt, daß ich mein Wissen und das der anderen vergessen habe,
daß ich mit allen Leuten, auf die es ankam, noch einmal verkehren müßte, als ob
ich ein Zeitgenosse gewesen sei, der sie aus der Namenlosigkeit heraus wachsen
sah; ich machte mich unbefangen und offen für frische Eindrücke.

Ich habe nicht nur den Martin Opitz, den Jakob Böhme, den Klopstock noch
einmal gelesen, sondern auch den ganzen Goethe, den ganzen Schiller mit ihren
sämtlichen Briefen. Wenn das eine Methode sein sollte, kann ich sie nur weiter
empfehlen; es ist keine schlechte, um noch Entdeckungen zu machen, um sich
überraschen zu lassen. Wen entdecken wir denn auf solcher Fahrt nach nur ge-
ahntem Ziel? Uns selbst, in Blut und Geist, in den Gestalten vieler Ahnen. Was
überrascht uns? Daß wir schon einmal da waren, wie wir einst wiederzukehren
hoffen. (Aber nicht alle sollen das zweite Leben haben.) Ich lese etwa Heinse
wieder, südlichen Ausläufer von Sturm und Drang, der die Romantik zuerst nach
Italien zog, der mit dem Jungen Deutschland noch einmal auflebte. Und erkenne
als seinen letzten Sohn Heinrich Mann mit seinen Flöten und Dolchen, seinen Drei
Göttinnen, mit seiner Sehnsucht nach den Mittelmeermenschen, mit derselben
Regie auf demselben Schauplatz der schönen Leidenschaften und Verbrechen.
Lichtenberg geht nicht nur Nietzsche voran, sondern auch Sigmund Freud, ein
Rationalist, der schon die Traumdeutung in Ordnung bringen will, ein ganz
wacher, scharfer, naturwissenschaftlich erzogener Verstand, der in den Abgrund
des Unbewußten, in das Freudsche „Es“ hinunterblinzelt. Neben ihm jener noch
viel vergessener Carl Philipp Moritz, ein Berliner Gymnasialdirektor, der sich
erlaubt, dem Stendhal die Erfindung des Egotismus vorweg zu nehmen; er hat
sein Minderwertigkeitsbewußtsein, den Adlerschen Lebensplan, seine Komplexe
und Verdrängungen. Das heißt heute nur anders. Man muß der Intuition
etwas übriglassen, wenn man das Vergangene flüssig halten will. Ich habe, so-
weit es ging, mit Rohmaterial gearbeitet, habe nur mit eigener Hand zu ge-
stalten versucht, habe Menschen, Stimmungen, Richtungen entstehen lassen, als
ob ich sie miterlebt hätte.

Ich habe sie erlebt; ich war dabei, so gut wie bei den letzten vierzig Jahren,

die ich, mitgerissen oder enttäuscht, ermutigend oder warnend, mitwirkend oder wenigstens mitdreinredend durchgemacht habe. Wer die Quellen redlich zu benutzen weiß, wer die Flußläufe nicht in vorgefaßter Richtung zu korrigieren versucht, sichert sich um so mehr die Tatkraft der Leidenschaftlichkeit, den Anspruch auf persönliche Entscheidungen, unter der Pflicht der alleinigen Verantwortung. Wer heute nicht dabei war, war auch damals nicht dabei; der schreibt nur Überliefertes und ist selbst überliefert.

Ich habe bis jetzt nur von der unsichtbaren, von der Vorarbeit zu einer Literaturgeschichte gesprochen, von der Beschaffung des Materials. Das häuft sich zu einem Berg von Zitaten und Notizen, der noch nicht einmal eine Maus gebären will. Der Zettelkasten, wie man das Ungeheuer nennt, bleibt stumm und dumm, stürzt den Autor zunächst in den Zustand der Verzweiflung. Material! Unabsehbar! Bis ihm der Einfall kommt, das Grundmotiv, so ähnlich wie einem Komponisten zu einem großen Werk mit Solos und Chören und reicher Instrumentation.

Aus diesem Geröll und Geschiebe, ich mußte mich dazu bis ins 17. und 16. Jahrhundert zurückgraben, sprang mir ein Grundmotiv heraus, die Spannung zwischen Leibniz und Jakob Böhme, zwischen dem Rationalen und dem Irrationalen, zwischen der europäischen Formaufgabe und dem deutschen autochthonen Gemütswesen. Beides eint sich in Goethe. Das ergab für den Ductus der Darstellung ein Crescendo. Geschichte der Literatur ist die des Geistes und der Geister. Wie erhält man das Bild des Stromes mit allen Nebenflüssen, die ihn speisen, mit allen Verschnörkelungen, mit Überschwemmungen und Versandungen? Das Problem der Darstellung ist ein künstlerisches; die deutschen Literaturhistoriker haben sich ihm größtenteils entzogen. Ihre Darstellungen sind auf Auch und Aber gestellt. In der modernen Literatur geht es ungefähr folgendermaßen zu: Der junge Hauptmann begann als Naturalist. Auch Müller folgte ihm in dieser Richtung. Aber Schulze machte es wieder anders. Oder bei einem Darsteller, der sich allzu leicht zu helfen weiß: Grundverschieden von allen den Dichterinnen ist die Haltung von . . . Man kann in solchen aufzählenden Werken sich unterrichten, aber lesen kann man das wohl nicht.

Nachdem mir meine sämtlichen Kritiker bisher zugegeben haben, daß meine Arbeit lesbar, sogar fesselnd ist, als Lektüre Freude macht, kann ich mich freier darüber äußern und meine Technik freimütig preisgeben, auf die Gefahr hin, darüber mein Patent zu verlieren. Die große Linie, sagte ich, ergab sich mir wie von selbst, aber sie kann nicht immer grade gehen und muß sich motivisch zur Kurve biegen. Wann lasse ich einen Dichter auftreten, wann bekommt er das Stichwort? Der eine gewiß nach der chronologischen Zeitmessung, der andere nach seiner Art, Gattung, Familienangehörigkeit, der dritte nach dem Beginn seiner Wirksamkeit oder auch nach ihrem Ende. Mancher mußte erst sterben, bevor er literarisch zu leben begann; allein Geburts- und Todesschein vermögen nicht zu entscheiden. Schreiben ist Vorhersehen, ist ein fortwährendes Inszenieren. Ich bin jahrzehntelang Theaterkritiker, habe auch jahrelang selbst Theater gemacht. Dramaturgische Erfahrung kam mir zu Hilfe. Man weiß, daß in einem guten Stück eine Person nicht unangemeldet auftritt, daß auch Überraschungen gut vorbereitet sein müssen, um sicher zu wirken. Alle Kunst braucht ein Element

der Erwartung: was kommt jetzt? Wenn mein Klopstock kommt, ist er vorbereitet, so wie er das damals wirklich war; sonst hätte er nicht so augenblicklich mit so weitem Wurf wirken können. Das Vorhersehen, das Vorbereiten geschieht am besten unbewußt, wenigstens bei einem Werk der Phantasie; eine so lange Darstellung, der außerdem der Stoff aufgegeben ist, kann ohne technische Not- hilfe natürlich nicht fortkommen. Man soll keine Romane erfinden; der historische Roman ist etwas Fürchterliches. Wenn aber Goethe und Schiller sich eines Abends begegnen, so muß man vorher gemerkt haben, wie sie sich gegenseitig näherten, wie sie sich in einer bestimmten Situation gegenseitig brauchten.

Diese Schwierigkeit verschärft sich noch einmal durch den Notstand, daß Gleichzeitiges nur nacheinander vorgetragen werden kann. Man muß sich zu helfen wissen, um trotzdem das Miteinander, Ineinander, Gegeneinander heraus- zubringen; man muß ohne Gewaltsamkeit vordeuten und wieder zurückdeuten, um die Zeiten in der Zeit zusammenzuhalten. Franz Blei, der sich auf solche Fein- heiten versteht, hat in diesen Blättern die Kunst der Überschneidung in meinem Buche anerkannt; ich bin ihm dafür besonders dankbar, weil dieses technisch- künstlerische Problem mich am meisten geplagt hat. Es handelt sich um die Kunst der Verwebung, wo früher allenfalls genäht, meistens nur geflickt worden ist. Max Liebermann soll einmal gesagt haben: Wenn ick'n Haus zeichnen soll, stehe ick immer wieder davor wie'n dummer Junge. Ein Zeichenlehrer wird nie so stehen; er hat das ein für allemal gelernt. Ich will mich nicht mit einem so hohen Herrn vergleichen, aber auf die Künstlerangst, noch dazu vor einem Riesenstoff, darf ich wohl auch einigen Anspruch machen. Man bedauere mich deshalb nicht; ich habe sie nämlich liebgewonnen, diese Angst; man muß von ihr in allen Gliedern geschüttelt worden sein, bevor das Auge klar, bevor die Hand fest wird, beide einig zur Gestaltung.



Martin Bloch

LICHTENBERG

Von

PAUL WIEGLER

Sollte nicht manches, was Herr Kant lehrt,“ so fragt Bürgers Kollege in Göttingen, der Mathematiker *Georg Christoph Lichtenberg*, „zumal in Rücksicht auf das Sittengesetz, Folge des Alters sein, wo Leidenschaften und Meinungen ihre Kraft verloren haben und Vernunft allein übrigbleibt? Wenn das menschliche Geschlecht in seiner vollen Kraft, etwa mit dem vierzigsten Jahre, stürbe, was für Folgen würde dieses auf die Welt haben? Ob es nicht noch einmal einen Staat geben wird, wo man alle Menschen im fünfundvierzigsten Jahre schlachtet?“ Das ist die Manier dieses englisch geschulten Skeptikers und Aphoristikers, der der Wissenschaft von der Seele nachgeht. „Tausend kleine Gefühle und Gedanken“ sammelt er als „die wahren Stützen menschlicher Philosophie.“ Der Mensch: „ein Wunder von Seltsamkeit“. „In der Vernunft ist der Mensch, in den Leidenschaften ist Gott.“ Doch ein vernunftgemäßes Leben (neben dem Leben der Phantasie: „ich empfehle Träume“) gilt ihm deshalb als erstrebenswert, weil man jeden Augenblick, wie er auch vom Schicksal zufalle, den günstigen und den ungünstigen, zum bestmöglichen machen solle. Es steckt in Lichtenberg, wie in Schopenhauer, ein tiefer Pessimismus. So zweifelt er die Idee eines künftigen Lebens an: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Wie wenn es nun hieße: Wen Gott lieb hat, den vernichtet er?“ Physiologie und Anatomie sind ihm das Haupterfordernis: „Ich glaube, daß einem höheren Geschöpfe, als wir Menschen sind, dieses das reizendste Schauspiel sein muß, wenn es einen großen Teil des menschlichen Geschlechts ein paar tausend Jahre starr hintereinander herziehen sieht, die aufs ungewisse unter dem Freibriefe, Regeln für die Welt aufzusuchen, hingehen und sich und der Welt unnütz sterben, ohne ihren Körper, der doch ihr vornehmster Teil war, gekannt zu haben, da ein Blick auf ihn sie, ihre Kinder, ihren Nächsten, ihre Nachkommen hätte glücklich machen können.“

Von seinem achten Jahr an mit einer Verkrümmung der Wirbelsäule behaftet, schwach und kränklich, hehlt er seinen Umgang mit dem Tode nicht. „Es ist dieses keine dickblutige Selbstkreuzigung, welcher ich wider meinen Willen nachhinge, sondern eine geistige Wollust für mich, die ich wider meinen Willen sparsam genieße, weil ich zuweilen fürchte, jene melancholische, nachteulenmäßige Betrachtungsliebe möchte daraus entstehen.“ Oder von den Klagen über Schmerz: „Wenn ich so ganz keinen Schmerz fühle, was zuweilen der Fall ist, wenn ich mich zu Bett lege, da habe ich diese Glückseligkeit so ganz empfunden, daß ich Freudentränen geweint habe, und dieser stille Dank gegen meinen gütigen Schöpfer machte mich noch ruhiger. Oh, wer so sterben könnte!“ Oder über die Einsamkeit: „Öfters allein zu sein und über sich selbst zu denken und seine Welt aus sich zu machen, kann uns großes Vergnügen gewähren; aber wir arbeiten auf diese Art unvermerkt an einer Philosophie, nach welcher der Selbstmord billig und erlaubt ist. Es ist daher gut, sich durch einen Freund oder eine Freundin wieder an die Welt anzuhaken, um nicht ganz abzufallen.“ Mit einem so gefährdeten Temperament wird er gegenüber sich selbst und seiner Umwelt Satiriker, Humorist. „Meine Hypochondrie“, bemerkt er, „ist eigentlich eine Fertigkeit,

aus jedem Vorfall des Lebens die größtmögliche Quantität Gift zu eigenem Gebrauch auszusaugen.“ In seinen „Kollektaneen“ spottet er seiner selbst, skizziert er den „Charakter einer mir bekannten Person“, seinen mißgestalteten Umriß, den „auch ein schlechter Zeichner im Dunkeln besser zeichnen würde“, seine Kopfhängerei hinter dem Fenster, sein Verhalten zu Freundschaften und zur Liebe, in der er „das eine Mal nicht unglücklich, das andere Mal aber glücklich“ war, wie er Assembleen meide, wie er esse und trinke, und wie er „zwar kein allzu ökonomischer, aber doch kein ruheloser Besitzer“ des vom Schöpfer ihm verliehenen Lebens gewesen sei. Er hat eine maliziöse Feder, und er ist nicht furchtsam: „Es ist unmöglich, die Fackel der Wahrheit durch ein Gedränge zu tragen, ohne hier einen Bart und dort ein Kopfzeug zu versengen, und verdrießliche Auslegung von Satiren muß man immer erwarten, solange man die Gegenstände dazu nicht aus dem Alten Testament nimmt.“

1778 schreibt der „Witzler“, so nennt ihn Lavater in Briefen an Hamann, „Über Physiognomik, wider die Physiognomen“. Er selbst studiert seit seiner Jugend Gesichter und ist erstaunlich in seinen Analysen der Mimik des großen Tragöden Garrick; die „Raserei“, die empfindelnde Unschärfe



Georg Christoph Lichtenberg

das sein Widerwille gegen Physiognomik zurückzuführen sei, geht Lichtenberg auch gegen den „Herrn Leibmedikus“ unnachsichtlich vor. Lavaters „Fragmente“ travestiert er 1783 in dem „Fragment von Schwänzen“, den Silhouetten von Sauchwänzen, Doggenschwänzen und „Purschenschwänzen“, Zöpfen von Studentenerücken. Einen glossiert er: „An Schneidergesellheit und Lade grenzende schöne Literatur. In dem scharfen Winkel, wo das Haar den Bindfaden verläßt, wo nicht Goethe, doch gewiß Bethge, hoher Federzug mit Nadelstich.“ Denn Goethe, dessen Namen er hier mit dem eines Göttinger Schneiders zusammenbringt, ist für ihn der Urheber des „furore Wertherinus“. „Selbst draußen in Böotien entstand ein Shakespeare, der wie Nebukadnezar Gras statt Frankfurter Milchbrot fraß und durch Prunkschnitzer sogar die Sprache original machte.“ Und wider die Genies schreibt er „Parakletor oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind.“

„Waste book“, „Sudelbuch“, nach der englischen Kaufmannssprache, nennt er seine Tagebücher. Er hat einen Drang, dichterisch produktiv zu sein, aber er zögert: „Der Procrastinateur: der Aufschieber, ein Thema zu einem Lustspiel,

Lavaters lehnt er ab. Er verhöhnt ihn auch mit dem Schattenriß eines ehemaligen preußischen Unteroffiziers und neunfachen Mörders, den Lavater fragend für den „Stifter einer mir unbekanntem religiösen Sekte“ hält. Da Zimmermann, Lavaters Freund, in einer Replik gegen den „Kalendermacher“ auf das Gebrechen Lichtenbergs anspielt, auf

das wäre etwas für mich zu bearbeiten. Aufschieben war mein größter Fehler von jeher.“ Er plant einen Roman, Bilder wie die Kupferstiche von Hogarth, die eins seiner Werke „ausführlich erklärt“. Aber er kommt nur zu „Fragmenten von Erzählungen“ und zu Humoresken.

Er ist Hesse, als achtzehntes Kind eines Dorfpfarrers zu Ober-Ramstädt bei Darmstadt im Juli 1742 geboren. Sein Defekt ist die Folge des Ungeschicks einer Magd. Er wird nach dem Tode seines Vaters, der 1745 als erster Stadtpfarrer nach Darmstadt geht, dort Gymnasiast, studiert in Göttingen, wird außerordentlicher, 1775 ordentlicher Professor der Naturwissenschaften. Er hat ein „Mädgen“, Maria Dorothea Stechard, die Blumenverkäuferin auf der Göttinger Promenade war und bis zu ihrem Tode im Jahre 1782, als Siebzehnjährige, mit ihm zusammenlebt. Aber er schreibt keine erotische Lyrik. Seine wenigen Gedichte sind Satirica und Epigramme: auf Göttingen, „berühmt in allerlei Bedeutung / durch Würste, Bibliothek und Zeitung, / durch Professorn und Regenwetter“, auf Studenten und Polizei, „auf ein schönes Mädgen, das in der Kirche sehr andächtig war“, Neujahrswünsche für seinen Verleger Dieterich, bei dem er wohnt, oder etwa einen Barbier in Osnabrück, „auf die Weiber in Göttingen, die Schleier um sich hängen, die nur das Gesicht bloßlassen“, auf eine Postkutschenfahrt nach Gotha. 1770 reist er mit Subvention der hannöverschen Regierung zum erstenmal nach England. „Ich bin eigentlich nach England gegangen, um deutsch zu lernen“, sagt er in seinem Tagebuch. An Dieterich über die Frauenzimmer in London: „Die Aufwärterin, die mir täglich Feuer in dem Kamin macht und die Bettpfanne bringt, kommt zuweilen mit einem schwarzen, zuweilen mit einem weißen seidenen Hute und mit einer Art von Schlender in die Stube, trägt ihre Bettpfanne mit so vieler Grazie als manche deutsche Damen den Parasol, kniet in diesem Anzuge mit einer Nonchalance vor dem Bette nieder, daß man glauben sollte, sie hätte vierzig solcher Schlender, und spricht dabei ein Englisch, wie es in den besten Büchern steht. Von solchen Kreaturen wimmeln alle Straßen.“ In den Jahren bis 1774 ist er nur manchmal in Hannover, Osnabrück, Stade oder Celle, wo er die nach dem Prozeß gegen Struensee verbannte Königin Karoline Mathilde von Dänemark sieht. Seine Briefe an die Dieterichs sind Schnurren wie die Prosa von Sterne. Von 1774 bis 1775 zweite Reise nach England. Lichtenberg ist Logiergast der Krone in Kew. „Ich sitze noch immer“, schreibt er an Boie, „in dem neblichten Kew, bewohne ein königliches Haus allein, schlafe zwischen königlichen Betttüchern, trinke königlichen Rheinwein und kaue, wenigstens zweimal in der Woche, mein königliches roast beef.“ Im Februar 1775 ist er in London, mit *Johann Reinhold Forster*, Georg Forsters Vater. Das „Deutsche Museum“ von 1776 und 1778 veröffentlicht seine an Boie adressierten Theaterbriefe: über den großen Garrick, seine komischen Rivalen Weston und Quin, die Cordelia der Barry („es ist das Größte, was ich in der Art von einer Schauspielerin gesehen habe, noch jetzt das Fest meiner Phantasie, und ich werde das Andenken an diese Szene nur mit meinem Leben verlieren“), den Shylock von Maclean.

1778 gibt Lichtenberg den „Göttingischen Taschenkalender“ heraus, von 1780 bis 1784 mit Georg Forster das „Göttingische Magazin der Wissenschaften und Literatur“. Im November 1780 an den Professor Baldinger: „so ging's trapp, trapp, trapp als wie auf *Bürgers* Hufen die Treppe herauf, und siehe, es

war der Sānger der Lenore selbst, der einige Stunden bei mir saß.“ 1785 zweimaliger Besuch Lavaters. „Ich hatte“, schreibt Lichtenberg an den Kriegssekretär Ramberg, „einen hitzigen, enthusiastischen Disputierer erwartet; er ist aber nichts weniger; jetzt wenigstens. Ich halte ihn wirklich für einen vortrefflichen Kopf, den schwache Gesellschaft etwas verrückt hat.“ 1786, an den Schweizer Girtanner: „Wahrhaftig mein Herz blutet mir, wenn ich bedenke, daß England noch steht und ich nicht dabei sein kann. Der Mensch wird nirgends so gewürdigt als in diesem Land, und alles wird da mit Leib und Geist genossen, wovon man unter den Soldatenregierungen nur träumt.“ 1787 an Georg Forster, für Bürger, für den gemeinschaftlichen Freund: „Was für Wirkung würde nicht ein Professortitel auf ihn tun!“ 1788 sendet er seinem Neffen, Geheimem Archivar in Darmstadt, seinen Hörer *Alexander von Humboldt* aus Berlin zu: „Du kannst mit ihm sehr frei über die jetzige berlinische Regierung sprechen, denn er ist in allem nur von der Seite des gesunden Menschenverstandes.“ Lichtenberg ist für die Französische Revolution, gegen das Tier Despotismus, für die Gleichheit der Stände, die Gleichheit als „erträglichsten Grad von Ungleichheit“. Dann findet er, Frankreich sei toll geworden, „teils von verdorbenen Säften her und teils von den Heilmitteln, die man ihm verordnete, ohne die Krankheit gehörig untersucht zu haben. Man hat Exempel, daß Leute von einer übel behandelten Krätze toll geworden sind“. 1789 heiratet er seine Haushälterin Margarete, die Tochter eines Invaliden und Weißbinders aut einem Dorf bei Göttingen, die, bevor sie zu ihm kam, Erdbeeren verkauft hat. 1795 und 1796 Briefe des Respekts, „herzlich beschämt“, an „Ew. Hochwohlgeboren“, an Goethe. 1798 ein Brief an Kant, mit leisem Lächeln über den „Kantschen Gott“. Satirisch ist das Fragment Lichtenbergs „Über den deutschen Roman“ und die Postkutschen-Intrigen; „und wenn es einmal keine Klöster mehr gibt, so ist das Stündchen der deutschen Romane gekommen“. 1780 und 1785 „Vorschläge zu einem Orbis pictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Romandichter und Schauspieler“: Karikaturen von männlichen und weiblichen Bedienten, mit Konversationsproben. Allerhand Notizen für einen Roman von einem Zwillingsprinzen. „Ein alter Narr, der sich in ein Dienstmädchen verliebt hat, schreibt sich auf, was er ihr bei der nächsten Zusammenkunft sagen will“; sonstige Episoden und Charaktere. Aber eine humoristisch-satirische Biographie „Christoph Sang“ wird nicht fertig. Karikaturen auch die „Briefe von Mägden über Literatur“, der Auktionskatalog, der Anschlagzettel des Taschenspielers Philadelphia, die nächtliche Unterredung mit einem Postillon über den Fluch „Daß du auf dem Blocksberg wärst“. Schon 1793 kränkelt Lichtenberg so, daß, wie er an Jacobi schreibt, eine „Sterbetheaterdirektion“, eine Versicherungsgesellschaft „ihn nicht aufnehmen will: „Das war für meine zeitliche Verfassung ein Donnerschlag.“ Er ist menschen-scheu und geht nicht mehr aus seinem Zimmer. An einer Brustfellentzündung stirbt er im Februar 1799. Den letzten großen, „hinreißenden“ Eindruck gibt ihm die Lektüre *Jean Pauls*, der ihm in der Schriftstellerwelt dasselbe wie „die große Konjunktion dort oben am Planetenhimmel“ und von Sterne her sein jüngerer Verwandter im Geist ist.

Aus der eben erschienenen „Geschichte der deutschen Literatur“ von Paul Wiegler, Band I: Von der Gotik bis zu Goethe (Verlag Ullstein).

DIE SEXUELLE MORAL UM 1950

Fragment einer 1992 durch die Universität
veröffentlichten Weltgeschichte

Mitgeteilt von *ANDRÉ MAUROIS*

Kapitel CXLIV

*Die Sitten — Puritanismus und Verdrängung — Die Freudsche Lehre und ihr Einfluß —
Erfolg und Verirrung der Freudschen Theorie (1930 — 1940) — Erste Anzeichen
einer Reaktion (1940—1950) — Der Schmidtismus — Erfolg des Schmidtismus —
Umwertung der Werte*

DIE SEXUELLE MORAL ZU BEGINN DES XX. JAHRHUNDERTS.

Vor dem Weltkriege 1914 befand sich die offizielle Moral (vornehmlich in den angelsächsischen Ländern) auf dem gleichen Stand wie im vorangegangenen Jahrhundert. Gewiß hatten Schriftsteller wie Wells, Arnold Bennett, George Moore, Galsworthy versucht, sexuelle Fragen etwas freier zu behandeln als die Romanciers der victorianischen Epoche. In den Großstädten herrschten zwar ziemlich freie Sitten, aber diese Freiheit erstreckte sich nicht auf die Mittelklassen, und selbst in aristokratischen und künstlerischen Milieus wurde sie nicht gebilligt. In Amerika sowohl wie in England war das Puritanertum immer noch mächtig genug, um das Leben eines Staatsmannes durch einen Skandal zu zerstören. Natürlich gab es Laster wie immer in jeder menschlichen Gesellschaft, aber die Laster mußten sich, um geduldet zu werden, hinter der Maske der Heuchelei und die Sprache der Tugend verstecken.

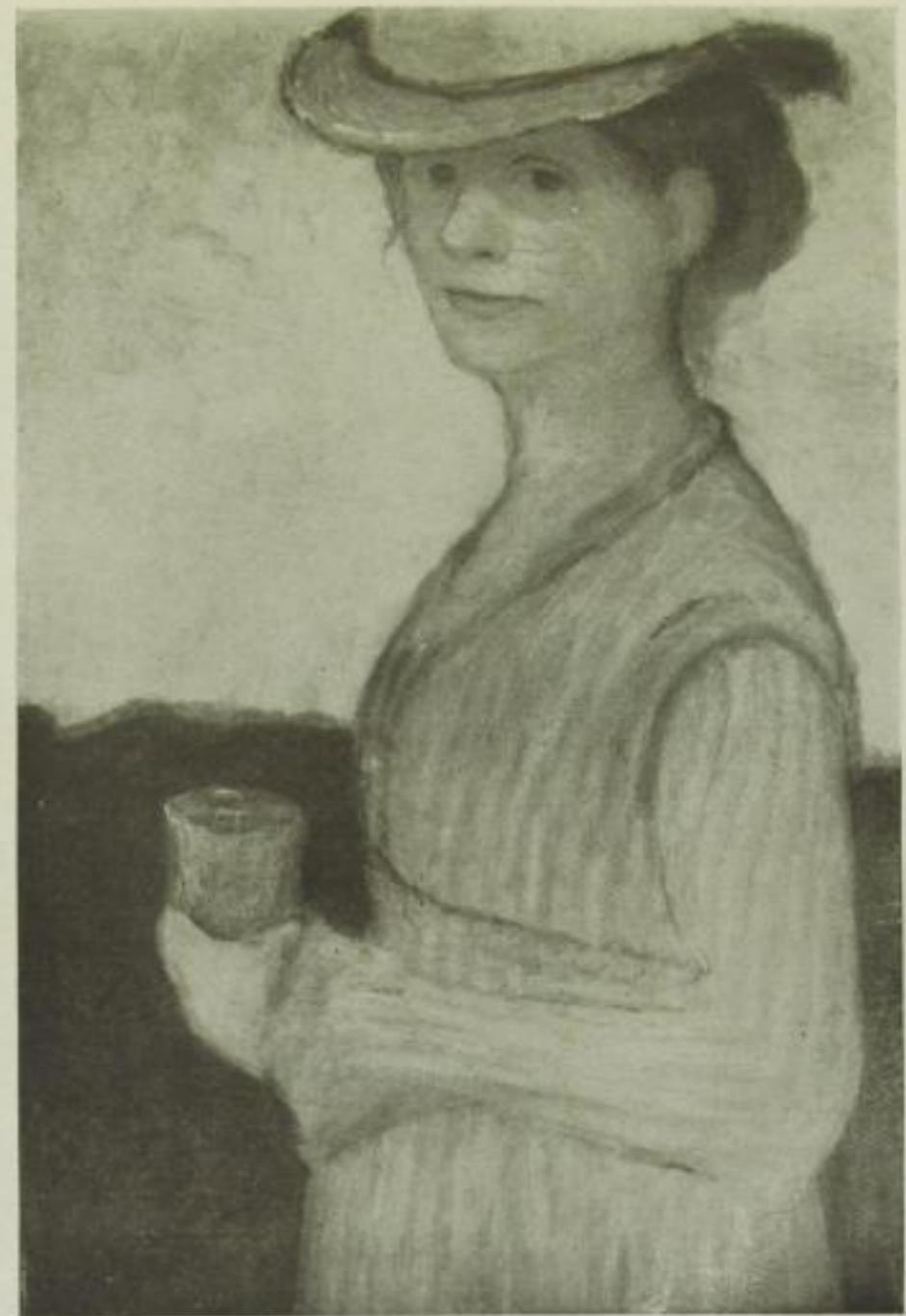
DIE FREUDSCHE LEHRE UND IHR EINFLUSS.

So nahm das menschliche Wesen, von einer starren Gesellschaft in Schranken gehalten, merkwürdige und gefährliche Rache. Die „verdrängten“ Wünsche (wie es später hieß) flüchteten ins Unterbewußtsein und richteten dort ernstliche Störungen an. Schon ein alter Prophet des achtzehnten Jahrhunderts, William Blake, hatte gesagt: „He who desires but acts not, breeds pestilence“. Diese Pestilenz trat in Form von nervösen Krankheiten, von Wahnsinn zutage und schuf vor allem eine Atmosphäre von allgemeiner Langeweile, Pessimismus und Unruhe, die vielleicht eine der geheimen Ursachen des Weltkrieges 1914 war. — Es soll hier nicht die Freudsche Lehre erklärt werden, es ist ja bekannt, wie der große österreichische Arzt und Psychologe bewiesen hat, daß solche Verdrängungen den Anfang der meisten nervösen Krankheiten bilden. Diese Lehre hatte in romanischen Ländern weniger großen Erfolg, weil sie von jeher eine gewisse sexuelle Freiheit genossen hatten, das Übel nicht kannten und folglich keine Heilmittel benötigten. Aber für die germanischen und vornehmlich für die angelsächsischen Länder war diese Lehre eine Befreiung. Jetzt war es endlich erlaubt und unter dem Deckmantel einer wissenschaftlichen Sprache leicht möglich, frei über Dinge zu reden, die seit mehreren Jahrhunderten verboten waren. Die Psychoanalyse verbreitete sich ungeheuer und enthüllte einer großen Anzahl aufrichtiger Puritaner das Bild ihrer wirklichen Seele, so wurden sie nachsichtiger gegenüber den Wünschen anderer. Die Ärzte hielten es für ihre

Selbstbildnisse sächsischer Künstler



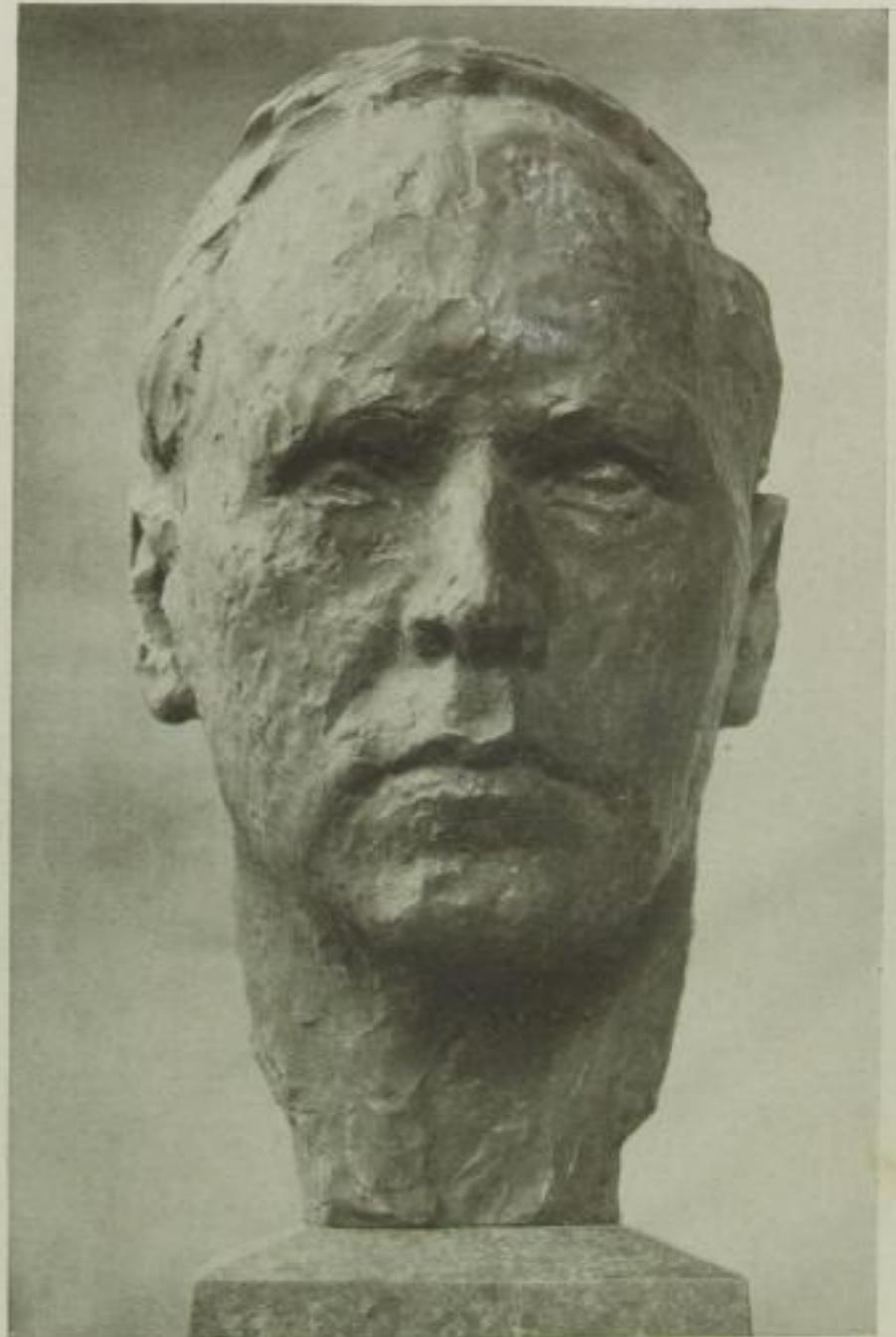
Galerie Neumann u. Nierendorf, Berlin
Otto Dix



Paula Modersohn-Becker



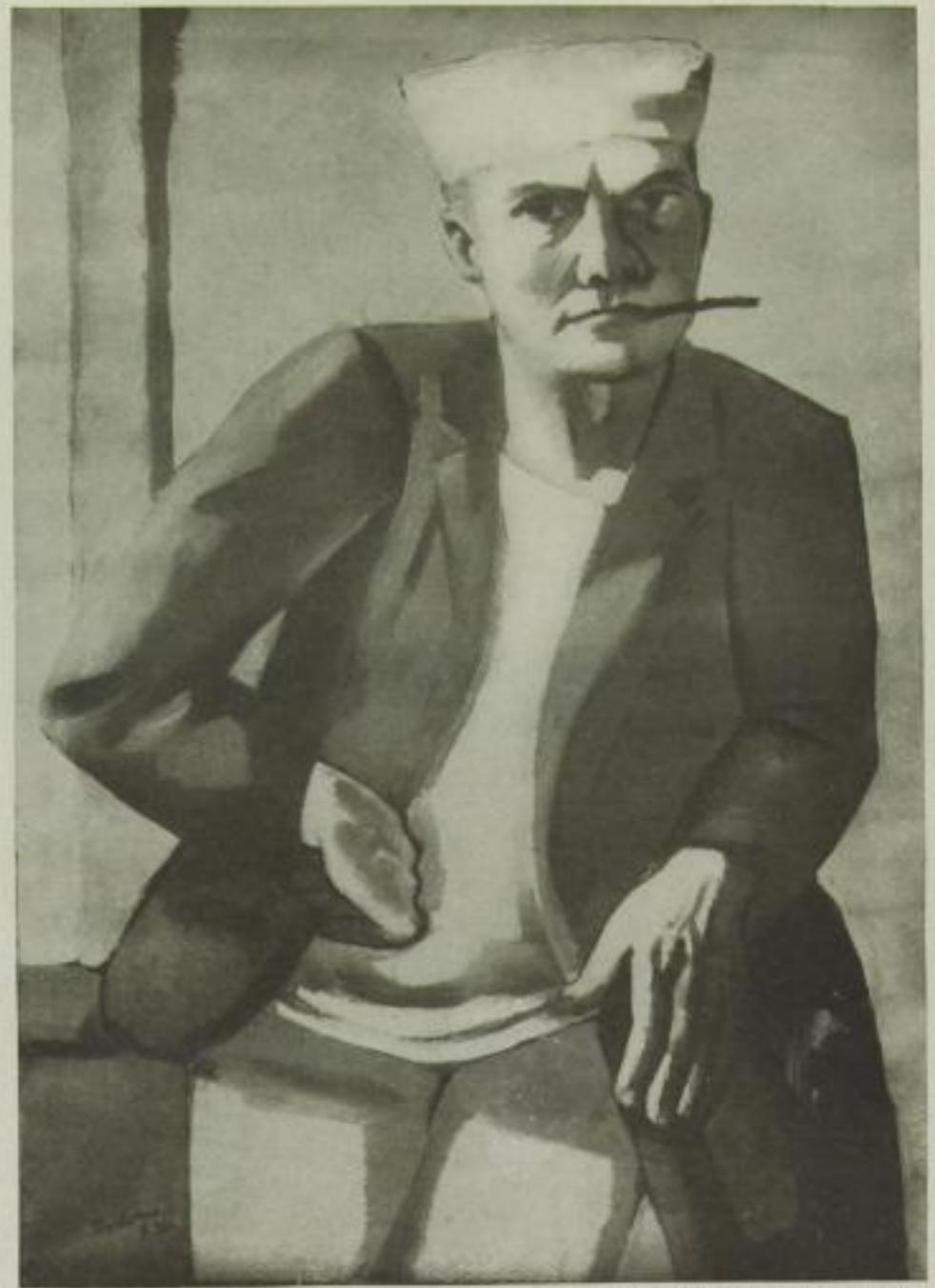
Aus der Propyläen-Kunstgeschichte (XVI. Band)
Schmidt-Rottluff



Sammlung Flecktheim, Berlin
Georg Kolbe



Aus der Monographie von Max Osborn (Propyläen-Verlag)
Max Pechstein



Sammlung Hirschland, New York
Max Beckmann



Otto Dix und seine Schüler im Dresdner Atelier

Photo Erfurth

Pflicht, ihre Kranken von den Verdrängungen zu befreien, die sie zum Wahnsinn führen konnten und spornten zu einer gewissen Kühnheit und Freiheit der Sitten an. Seit 1928 bewiesen Schriftsteller wie Joyce und D. H. Lawrence eine Großzügigkeit, die dem Leser von 1940 zwar als ziemlich schüchterner Versuch erscheint, die aber damals durchaus neu war. Das physische Schamgefühl verschwindet zusammen mit dem verbalen und intellektuellen Schamgefühl. Die Frauen entblößten sich immer mehr. 1935 sah man in zahlreichen amerikanischen wie europäischen Badeorten gänzlich nackte Männer und Frauen. In Deutschland und in den skandinavischen Ländern wuchsen die Vereine für Nacktkultur. Die Indulgenz sexueller Freiheit und sogar Anomalien gegenüber wurde allgemein.

VERIRRUNG UND EXZESSE (1930—1940).

Die menschlichen Sitten gehorchen den Bewegungen der Wage und schlagen immer über die Mittellage hinaus. Der Einfluß der Freudschen Theorie war zunächst wohltuend gewesen. Es schien wahr zu sein, daß übertriebene Strenge der geistigen und körperlichen Gesundheit der Menschen schadete, die weder Heilige noch Impotente waren. Tatsächlich nahm die Zahl der Geisteskranken in Europa sowohl wie in Amerika seit 1930 ab. Aber bald wurden unter dem Vorwand, den Wünschen eines jeden gerecht zu werden, alle sozialen Bindungen und Kontakte gelöst. Die frühere Ehe wurde durch die Scheidung, die man nur anzumelden brauchte, durch die Junggesellenwirtschaft, durch den Verzicht auf Kinder vollständig zerstört. In der victorianischen Zeit hatte die Sittenstrenge harmlosen Vergnügen einen gewissen Reiz verliehen. Im neunzehnten Jahrhundert fand sich die männliche und weibliche Jugend zu unschuldigen Spielen, zu Sport und zum Studium zusammen. Seit 1935 bekamen die meisten Zusammenkünfte ausschweifenden Charakter. Die öffentliche Meinung hatte sich derart verändert, daß in England, dem ehemals sittenstrengen Land, der Anti-Puritanismus eine Tugend geworden war. Er war zwar nicht durch das Gesetz vorgeschrieben, aber er gelangte allgemein zur Anwendung, und die sozialen Sanktionen waren unerbittlich. 1954 mußte der sozialistische Premierminister zurücktreten, weil man ihn der ehelichen Treue verdächtigte. Er hatte zur Zeit das Gesetz der „obligatorischen Psychoanalyse in den Kindergärten“ durchgebracht. Man beschuldigte ihn der Hypokrisie. Eine Reihe großer europäischer Zeitungen begann eine Kampagne, um zu beweisen, die sexuelle Freiheit Englands sei nur vorgetäuscht, es verstecke sich dort in Wahrheit hinter freien Reden und freier Literatur manch keusches Leben. Die Beschuldigung war falsch, aber der Fanatismus der „Freien“ war ins Maßlose gewachsen.

ERSTE ANZEICHEN EINER REAKTION (1940—1950).

So ungefähr um das Jahr 1940 stieg die Kurve der Geisteskrankheiten mit ziemlicher Schnelligkeit. Für uneingeweihte Beobachter mußte es den Anschein erwecken, als bedeute dieses Symptom den Zusammenbruch der neuen Moral. Aber die „Freien“ forderten, unduldsam und blind wie sie waren, noch neue Freizügigkeiten dazu. Dennoch machten sich langsam aber sicher Anzeichen einer Reaktion bemerkbar. 1942 erschien ohne Namensnennung ein merkwürdiges Buch: „*Beichte eines Kindes des neuen Jahrhunderts*“, es enthüllte mit naivem Schamgefühl die Verwirrung, das Bedürfnis nach Sentimentalität der jungen Generatio-



Otto Th. W. Stein

nen. Der Erfolg war ungeheuer, so groß, daß mehrere Schriftsteller beherzt oder eifersüchtig, selbst auf die Gefahr einer Strafverfolgung hin, es versuchten, dieselbe Quelle auszunutzen. 1943 wurde der berühmte Roman „*Conjugal Happiness*“ von Miß Brushwood veröffentlicht, in dem sie mit einer für die damaligen Verhältnisse geradezu unglaublichen Schamlosigkeit die Freuden der Treue, der normalen Liebe und der unauflöselichen Ehe schildert. Die englische Zensur verbot dieses Buch, aber es wurde in Frankreich sofort neu aufgelegt, und Tausende von Exemplaren wurden in England eingeschmuggelt. Eine Gruppe internationaler Schriftsteller, an ihrer Spitze der berühmte Kritiker Desmond Mac Carthy, protestierte gegen die Verfügung des Home Office und verlangte die Freigabe der Tugendhaftigkeit. Die Liga der „Freien“ widersprach entrüstet im Namen der Moral. Diese Kampagne weckte lebhaftes Neugierde, und die Auflage des Buches, das in alle Sprachen der Welt übersetzt wurde, erreichte niedagewesene Ziffern. In den Vereinigten Staaten wurden mehr als 1 300 000 Exemplare verkauft; in Deutschland 800 000, in England 300 000 (heimliche Auflage), 70 000 in Frankreich, 20 000 in Holland. Die männliche und weibliche Jugend schien ein ganz besonderes Vergnügen (die klassischen Moralisten nannten es ungesund) an den Gefühlsschilderungen zu finden.

Bald wurde der Einfluß von *Conjugal Happiness* und der „keuschen“ Schule deutlich merkbar. Kleine Gruppen, die zuerst noch ziemlich zurückhaltend waren, aber immer zahlreicher wurden, versuchten nach den von Miß Brushwood aufgestellten Grundsätzen zu leben. Alte Amerikaner können sich entsinnen, daß es im Winter 1943-1944 in New York und Boston modern war, sogenannte *conjugal parties* zu veranstalten, natürlich im geheimen; man lud dazu nur verheiratete Paare ein, die den ganzen Abend zusammen verbrachten. Diese Sitten erregten Ärger, aber dennoch ahmte Europa sie nach. In Hyde Park mußte die Polizei gegen verheiratete Paare einschreiten, die dort am klarlichten Tag auf dem Rasen saßen und Gedichte lasen. Der Pariser Polizeipräfekt mußte eine besondere Abteilung mit Motorrädern schaffen, um die Frauen im „Tugendkleid“, das bis zum Hals zugeknöpft war, aus dem Bois de Boulogne zu vertreiben, damit ihr Anblick nicht die Passanten beleidige. Ein Professor der Philosophie wurde von einer alten europäischen Universität relegiert wegen verstockter Askese. Es stand fest, daß die Moral der Freiheit von der Elite nicht mehr respektiert wurde, wenn sie auch nach wie vor die Moral der Massen blieb.

DER SCHMIDTISMUS.

1954 veröffentlichte Dr. Schmidt, ein Arzt in Lausanne, dessen Name später so berühmt wurde, ein Buch über die Verdrängungen des Schamgefühls. Heute erscheint uns seine Lehre klar. Damals bedeutete sie für viele Leser eine Enthüllung.

Doktor Schmidt behauptete: 1. der Mensch ist seit mehr als fünfzehntausend Jahren Mitglied organisierter Gruppen, die soziale Moral und der Zwang, den

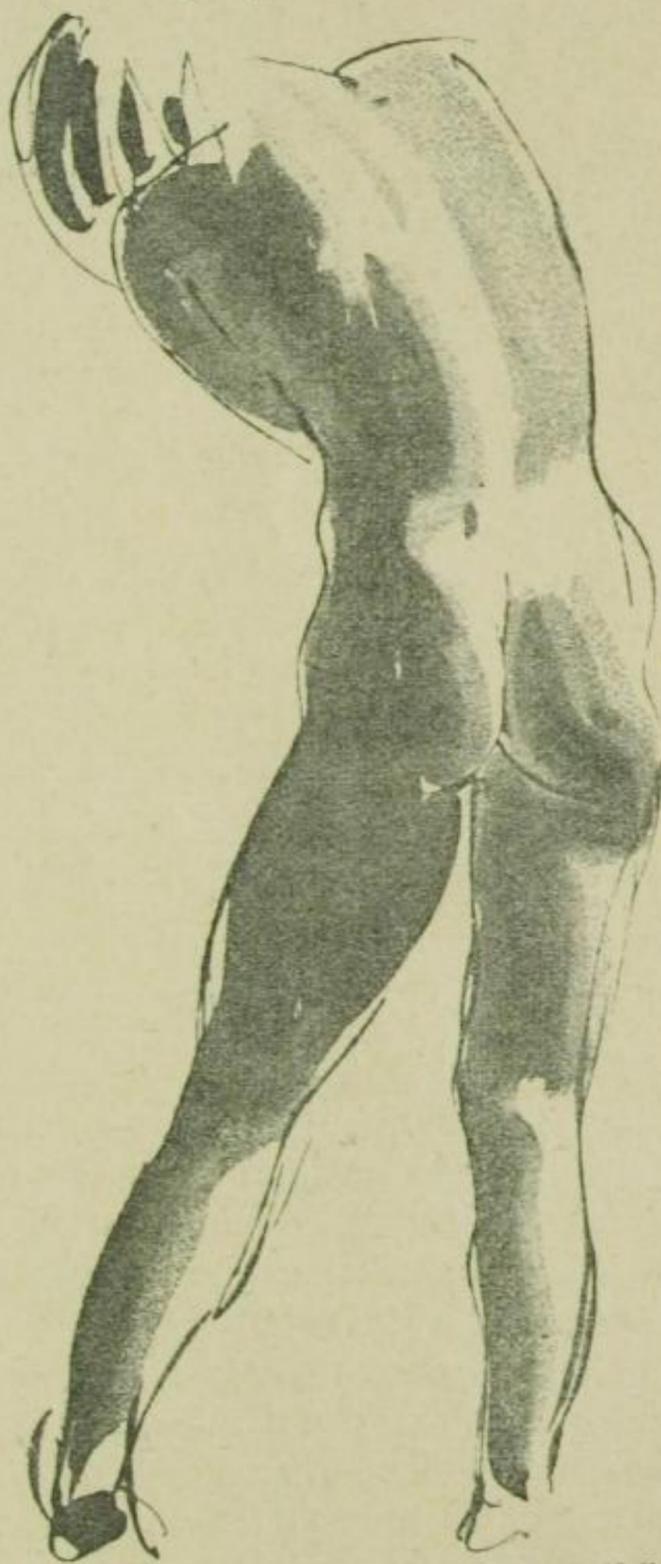
sie auferlegt, sind für ihn zu einem Instinkt geworden, der ebenso mächtig ist wie der sexuelle und der Erhaltungstrieb. (Das war die alte These Trotters.) 2. Durch künstliche Rückkehr zu einem nur sinnlichen Leben haben sich bei den Menschen Verdrängungen des Schamgefühls gebildet, die ebenso unangenehm und gefährlich sind, wie es früher die Wunschverdrängungen waren. 3. Man kann eine große Anzahl nervöser Kranken heilen, indem man ihnen dieses geheime Schamgefühl ins Bewußtsein ruft und sie veranlaßt, ihm zu gehorchen. Schmidt hat, gestützt auf diese These, zahlreiche psychoanalytische Beispiele vorgeführt, die das Vorhandensein verdrängter sozialer Elemente enthüllten.

Seine Lehre, die Schmidtismus genannt wurde, hatte einen großen Erfolg, besonders in den angelsächsischen Ländern, wo sie mit Hilfe eines wissenschaftlichen Wortschatzes es ermöglichte, Gefühle und Skrupeln einzugestehen, die lange Zeit hindurch verboten waren. Seit 1959 gibt es an der Universität in New York ausgezeichnete Vorlesungen über Schmidtismus. Das psychoanalytische Schmidtsche Institut in Baltimore wurde im darauffolgenden Jahr eingeweiht zur Heranbildung Schmidtscher Mediziner. 1960 kam Doktor Schmidt selbst nach Amerika und wurde von den Studenten und Kranken begeistert empfangen.

Die glückliche Auswirkung des Schmidtismus wurde bald deutlich. Die Eheleute, die Tugendhaften und die Normalen wurden nicht länger mehr feindlich behandelt, sie verloren ihr scheues Geben und ihr verstörtes Aussehen, das sie schon jahrelang besaßen. Die Kurve der Fälle von sexuellem Wahnsinn, die wieder in beunruhigender Weise gestiegen war, sank. Diese Periode (die Professor Mäle die „Periode der Umwertung der Werte“ nannte) erstreckt sich ungefähr von 1960 bis 1975.

Heute, im Jahre 1992 läßt es sich nicht mehr verleugnen, daß ihrerseits die Schmidtsche Reaktion zu weit gegangen ist. Ein neuer Puritanismus, noch aggressiver als der alte, will unser Tun und Denken kontrollieren. Wo ist der Freud, wo ist der noch unbekannte Schmidt, der uns von diesem Dämon befreit?

(Deutsch von Lissy Radermacher.)



Georg Kolbe



Otto Dix

DIE FRAU, WIE DU SIE WILLST

Von

D. H. LAWRENCE †

Das ist die Kalamität mit den Frauen, daß sie immer versuchen müssen, sich den männlichen Theorien von der Frau anzupassen, heute wie vor grauen Zeiten. Wenn eine Frau absolut sie selbst ist, dann ist sie so, wie ihr Typ Mann sie haben möchte. Wenn eine Frau hysterisch ist, so ist sie's darum, weil sie nicht genau weiß, nach welcher Schablone sie sich richten, welches Mannes Weibs-Ideal sie verwirklichen soll.

Denn da es eine Menge Männer auf der Welt gibt, so gibt es natürlich auch eine Menge Theorien darüber, wie Frauen sein sollten. Aber Männer inklinieren für einen bestimmten Typ, und der Typ, nicht das Individuum, bildet die Theorie oder das „Ideal“ von der Frau. Bei den vornehmen Römern entstand die Theorie oder das Ideal der *Matrone*, das ausgezeichnet zu der römischen Habgier paßte. „Cäsars Weib muß über jeden Verdacht erhaben sein.“ So hielt sich also Cäsars Weib freundlichst daran, erhaben zu sein, ganz gleich, wie weit davon entfernt Cäsar war. Spätere Gentlemen, wie Nero, brachten die Theorie der „*flotten Frau*“ auf, und die späteren Damen waren reichlich flott zu jedermann. Dante kam mit einer keuschen, unberührten *Beatrice* an, und keusche, unberührte Beatricen begannen ihren selbstbewußten Marsch durch die Jahrhunderte. Die Renaissance entdeckte die *gelehrte Frau*, und studierte Frauen flöteten sanft in Vers und Prosa. Dickens erfand das *Kind-Weib*, und so wimmelt es seithèr von Kind-Weibern. Er brachte außerdem eine neue Version der keuschen

Beatrice heraus: *die keusche, aber heiratsfähige Agnes*. George Eliot imitierte dieses Muster, und so wurde es sanktioniert. Die edle Frau, gediegene Gattin und aufopfernde Mutter behauptete das Feld und schuftete sich zu Tode. Unsere eigenen Mütter gehörten zu dieser Kategorie. Daher neigten wir jüngeren Leute, die durch unsere edlen Mütter ein bißchen abgeschreckt waren, wieder mehr zum Kind-Weib. Wir waren nicht sehr erfinderisch. Nur mußte diesmal das Kind-Weib ein knabenhaftes, junges Ding sein — das war die neue Note, die wir aufbrachten. Weil die jungen Leute vor dem echten Weib endgültig Angst bekommen hatten. Sie ist ein zu riskantes Übermaß, wie Davids Dora. Nein, lieber soll sie ein knabenhaftes, junges Ding sein, das ist sicherer. Und so ist sie also ein knabenhaftes, junges Ding.

Es existieren natürlich auch noch andere Typen. Tüchtige Männer erfanden das Ideal der tüchtigen Frau, Ärzte die tüchtige Krankenschwester, Geschäftsleute die tüchtige Sekretärin. Und so gibt es alle Arten. Man kann auch den maskulinen Ehrbegriff (welche tief-mystische Bedeutung man ihm auch beimessen mag) bei der Frau erzeugen, wenn man gern will. Und dann gibt es das ewig heimliche Ideal des Mannes: die *Prostituierte*. Eine Unmenge von Frauen lebt dieser Idee: nur, weil die Männer es so wollen.

Arme Frau, so also geht das Schicksal mit ihr um! Nicht etwa, daß sie keinen Verstand hätte — den hat sie schon. Sie hat alles, was der Mann hat. Der einzige Unterschied ist der, daß sie eine Schablone braucht. Gebt mir eine Schablone, nach der ich mich richten kann! Wenn sie sich nicht schon in ganz jungen Jahren für eine Schablone entschieden hat, so erklärt sie natürlich immer, sie sei absolut sie selbst, und keines Mannes Weib-Idee hätte irgendeinen Einfluß auf sie.

Die eigentliche Tragödie besteht nun nicht darin, daß die Frauen nach einer Schablone für ihre Weiblichkeit suchen und suchen müssen. Nicht einmal das ist die Tragödie, daß die Männer ihnen solche scheußliche Schablonen aufhalsen wie Kind-Weib, knabenhafter Baby-Typ, perfekte Sekretärin, edle Gattin, aufopfernde Mutter, reines Weib, das mit jungfräulicher Kühle Kinder zur Welt bringt, Prostituierte, die sich selbst erniedrigt, um Männern zu gefallen; all diese abscheulichen Schablonen der Weiblichkeit, die der Mann der Frau angehängt hat; verfälschte Schablonen der wahren und natürlichen menschlichen Fülle. Der Mann ist bereit, die Frau als gleichberechtigt zu akzeptieren, als Mann in Kleidern, als Engel, Teufel, Baby, Maschine, Instrument, Busen, Leib, ein Paar Beine, Dienerin, Enzyklopädie, als Ideal oder als Obszönität; nur als eines will er sie nicht akzeptieren: als menschliches Wesen, als ein richtiges menschliches Wesen weiblichen Geschlechts.

Den Frauen macht es natürlich Spaß, nach merkwürdigen Schablonen zu leben, verrückten Schablonen — je dümmer, desto besser. Was könnte wohl dümmer sein als die augenblicklich moderne Schablone des *Eton-boy-girl* von blumenhaft-künstlichem Aussehen? Es ist schon unheimlich. Und gerade deshalb gefällt es den Frauen. Was gibt es wohl Schauerlicheres als die Knaben-Baby-Gesichts-Schablone? Und trotzdem stürzen sich die Mädchen gierig darauf. Aber auch das ist noch nicht die eigentliche Wurzel der Tragödie. Die Absurdität und, wie bei dem Dante-Beatrice-Geschäft, die oftmals unmenschliche Widerlichkeit dieser Schablonen — denn Beatrice hatte, gemäß Dantes Schablone, ihr

ganzes Leben lang unentwegt keusch und unberührt zu sein, während Dante zu Hause ein trautes Weib und Kinderchen besaß —, auch das ist noch nicht das Schlimmste. Das Schlimmste ist, daß der Mann, sobald eine Frau vollkommen in seine Schablone hineingewachsen ist, *sich nichts mehr aus ihr macht*. Unter den jungen Leuten besteht im geheimen eine intensive Abneigung gegen das Eton-boy-girl, seitdem die Frau sich endgültig dazu entwickelt hat. Natürlich ist es sehr nett, wenn man sie so der Öffentlichkeit präsentiert. Aber gerade die Männer, die an diesem Produkt schuld sind, verabscheuen es im geheimen und sind im innersten Herzen entsetzt. Kommt es zur Heirat, so geht die ganze Schablone in Stücke. Der junge Mann heiratet das Eton-boy-girl, und im selben Moment haßt er den Typ. Sofort beginnt sein Gefühl hysterisch mit sämtlichen andern Typen zu spielen, mit edlen Agnessen, keuschen Beatricen, verzehrenden Doras und bleichen Freudenmädchen. Er befindet sich in einem wüsten Pfuhl der Verwirrung. Welche Schablone die arme Frau auch probiert, er will eine andere. Und das ist der Zustand der modernen Ehe.

Nicht die moderne Frau ist verrückt, der moderne Mann ist es. Das ist meiner Ansicht nach die einzige Formulierung, die die Sache beim rechten Namen nennt. *Der moderne Mann ist ein Narr*, und der moderne junge Mann ein Obernarr. Er richtet größere Verwirrung unter den Frauen an, als es je ein Mann vor ihm getan hat. Weil er absolut nicht weiß, wie er sie eigentlich haben will. Wir sehen, wie die Frauenschablonen einander ablösen, wie schnell und ungestüm sich heutzutage der Wechsel vollzieht, weil die jungen Männer in ihrer Hysterie nicht wissen, was sie wollen. In zwei Jahren werden die Frauen vielleicht in Krinolinen stecken — das wäre eine Schablone für euch! — oder Perlgehänge tragen, wie nackte Negerinnen in Mittelafrika, oder vielleicht Bronze-Panzer, oder die Uniform der Horse Guards. Alles ist möglich. Weil die jungen Männer ihren Kopf verloren haben und nicht wissen, was sie wollen.

Die Frauen sind gar nicht närrisch, aber sie *müssen* sich eben nach irgendeiner Schablone richten. Sie wissen, daß die Männer verrückt sind, und eigentlich respektieren sie die Schablonen gar nicht. Und doch müssen sie eine Schablone haben, sonst können sie nicht existieren. Die Frauen sind nicht verrückt. Sie haben ihre eigene Logik, wenn sie auch nicht von männlicher Art ist. Frauen besitzen die Logik des Gefühls, Männer die der Vernunft. Sie ergänzen sich beide und stehen meist im Widerspruch zueinander. Aber die Gefühlslogik der Frau ist nicht weniger real und unerbittlich als die Vernunftlogik des Mannes. Sie äußert sich nur auf verschiedene Weise. Der Frau wird sie nie ganz abhanden kommen. Sie mag jahrelang nach einer männlichen Schablone leben. Aber letzten Endes wird ihre merkwürdige und erschreckende Gefühlslogik die vergewaltigende Schablone durchbrechen, wenn das Gefühl keine Befriedigung gefunden hat. Das ist zum Teil die Erklärung für die erstaunlichen Wandlungen, deren die Frauen fähig sind. Jahre hindurch sind sie keusche Beatricen oder Kind-Weiber. Plötzlich ein Ruck — und die keusche Beatrice verändert sich völlig, das Kind-Weib wird zur brüllenden Löwin! Die Schablone hat dem Gefühl nicht genügt.

Männer sind Narren. Wenn sie von der Frau etwas wollen, so sollen sie ihr doch ein anständiges und befriedigendes *Weiblichkeits-Ideal* suggerieren — und nicht die Trick-Schablonen hirnloser Idioten. *(Deutsch von Eva Maag)*

MARGINALIEN

BITTE UM LIEBE

Von WLADIMIR MAJAKOWSKY †

Maria, Kindchen!
Fürchte und tadle nicht,
daß auf meinem Ochsengenick
schweißbäuchige Weiber wie nasse Berge sitzen —
so schleppe ich durchs ganze Geschick
Millionen von riesigen reinen Lieben
und Abermillionen von kleinen schmutzigen Liebeleien.
Fürchte nicht,
daß wieder zur Regenzeit der Betrügereien
ich mich anschmiegen werde an Tausende süßer Gesichtchen,
„die Majakowski lieben!“
das ist doch eine Dynastie
von Zarinnen, die das Herz eines Irren besteigen.
Maria, näher, Liebchen!
Ob in entkleideter Unzucht,
ob im furchtsamen Zittern,
aber gib deiner Lippen nie welkende Frucht:
mit dem Herzen erlebte ich nie einen Mai,
im vergangenen Leben
kam stets wieder dran
der hundertste Tag des April.
Marial!
Ein Poet von Sonetten singt Tianen in Not —
ich aber,
ganz aus Fleisch,
ganz ein Mensch,
deinen Körper erbitte ich einfach,
wie die Christen beten:
„Unser tägliches Brot
gib uns heute.“

Deinen Körper will ich behüten und lieben
wie ein Soldat,
verstümmelt im Krieg,
der niemand gehört
und den niemand braucht,
seinen einzigen Fuß behütet.
Maria, du willst nicht?
Ha!
Ich muß also wieder ...

(Deutsch von Njuta Jablonsky.)

Majakowski ist tot.

Wladimir Majakowski hat sich umgebracht, kaum 39 Jahre alt. Wie unglücklich muß seine Lage gewesen sein, daß Majakowski, der den Selbstmord Jessenins verurteilt hatte, Hand an sich legte!

Es ist hier nicht der Platz, ausführlich zu untersuchen, warum Wladimir Majakowski ein Dichter war, der ganz andere Forderungen an die Poesie stellte als die meisten westeuropäischen Dichter. Obwohl er vom Futurismus herkam, hat die Revolution ihn sofort in die Reihen der Arbeiter geführt. Hundertprozentig hat er diese Revolution bejaht vom ersten Tage ihres Ausbruchs bis zum letzten seines Lebens. Unaufhörlich hat er sein gewaltiges lyrisches Talent bewußt und uneingeschränkt in den Dienst der Sache gestellt und auch Spießertum und Bürokratismus bekämpft, wo er nur die Gelegenheit dazu fand. Als erst kürzlich in Moskau die „Revolutionäre Front“ der Sowjet-Russischen Literatur gegründet wurde, war er sofort dabei, um leidenschaftlich die These zu vertreten, daß ein Dichter nur noch im Dienst der Tagespolitik Bedeutung hat. Man soll die Frage, was von seinen Werken bleiben wird, auch bei Majakowski unterlassen. Entscheidend war auch hier nur die Wirkung, die er auf seine Zeit und die Menschen um ihn ausgeübt hat. Und die war ungeheuer. Er verstand es, Sachen, die man viele Male gesehen hat, so hinzustellen, daß sie neu erschienen, er beherrschte das Wort und den Wortschatz als ein kühner Meister, der nach eigenen Gesetzen arbeitet, unabhängig davon, ob uns seine Meisterschaft gefällt oder nicht. Er hatte seinen eigenen Aufbau, seinen Rhythmus, seinen Reim, zog sowohl den Krieg wie die Revolution, das Paradies und die Hölle in seinen Bereich ein, stand immer der Mystik feindlich gegenüber, der Ausbeutung von Menschen durch Menschen. Kunstpriestertum war ihm selbstverständlich vollkommen fremd. Sein Epos „150 Millionen“ — sicherlich nicht seine stärkste Arbeit — wurde in Deutschland durch die Uebersetzung von Joh. R. Becher bekannt. Sie war der Anlaß zu einem großen Essay von Trotzki, worin sich dieser mit dem russischen Futurismus auseinandersetzte. Im Jahre 1920 schrieb Majakowski sein „Mysterium Buff“, das von Meyerhold und Granowsky aufgeführt wurde und dessen politische und dramatische Formen mit der alten Theatertradition brachen. Acht Jahre später folgte „Die Wanze“, eine satirische Komödie, die gegen das Spießertum gerichtet ist, und jetzt vor kurzem seine dritte dramatische Arbeit „Das Bad“, die scharfe Spitzen gegen bürokratische Zustände enthält.

Ich erinnere mich meiner ersten Begegnung mit Majakowski 1922 im Hause von Brik, des Führers der „Lef-Gruppe“. Ein auffallend großer Mann mit knochigem, unsentimentalem Gesicht, unedel im Ausdruck, aber erfrischend saß auf dem Boden: Majakowski. Er kolorierte Plakate für die Bauern, in denen sie aufgefordert wurden, ihre Stuben besser zu lüften. Jedesmal, wenn ein Plakat fertig war, versah er es mit einem zweizeiligen Vers. Er war eben von einer längeren Reise durch die Sowjetunion zurückgekehrt und erzählte, welche begeisterte Aufnahme seine Dichtungen, die er selbst in Fabriken und bei Bauern vorgetragen hat, gefunden hatten. „Ich werde schon die Formen finden, die diesen 150 Millionen entsprechen“, sagte er mir damals.

Dieser Wladimir Majakowski war ein Dempsey der Poesie, ein Zigeuner der Revolution, ein großer Trommler der Zukunft. Vielleicht war er manchmal als Dichter zu sehr berauscht, vielleicht war sein Blick manchmal nicht einsichtsvoll genug. Dies aber soll und kann hier nicht entschieden werden. Ein großer Trommler ist gestorben.

Nico Rost.



Wladimir Majakowski und Frau Brik (1929)

Press-Klischee Moskau



Conrad Felixmüller, Göttin der Liebe (1929)



Simonne Marye in ihrem Pariser Atelier



Leihgabe der Prinzessin Bastians bei Flechtheim
Simonne Marye, Hahn und Huhn (Bronze)

Prager Köpfe



Maxl Taussig, Hopfenhändler und Mäzen



Jaroslav Hašek, der Dichter des Švejk



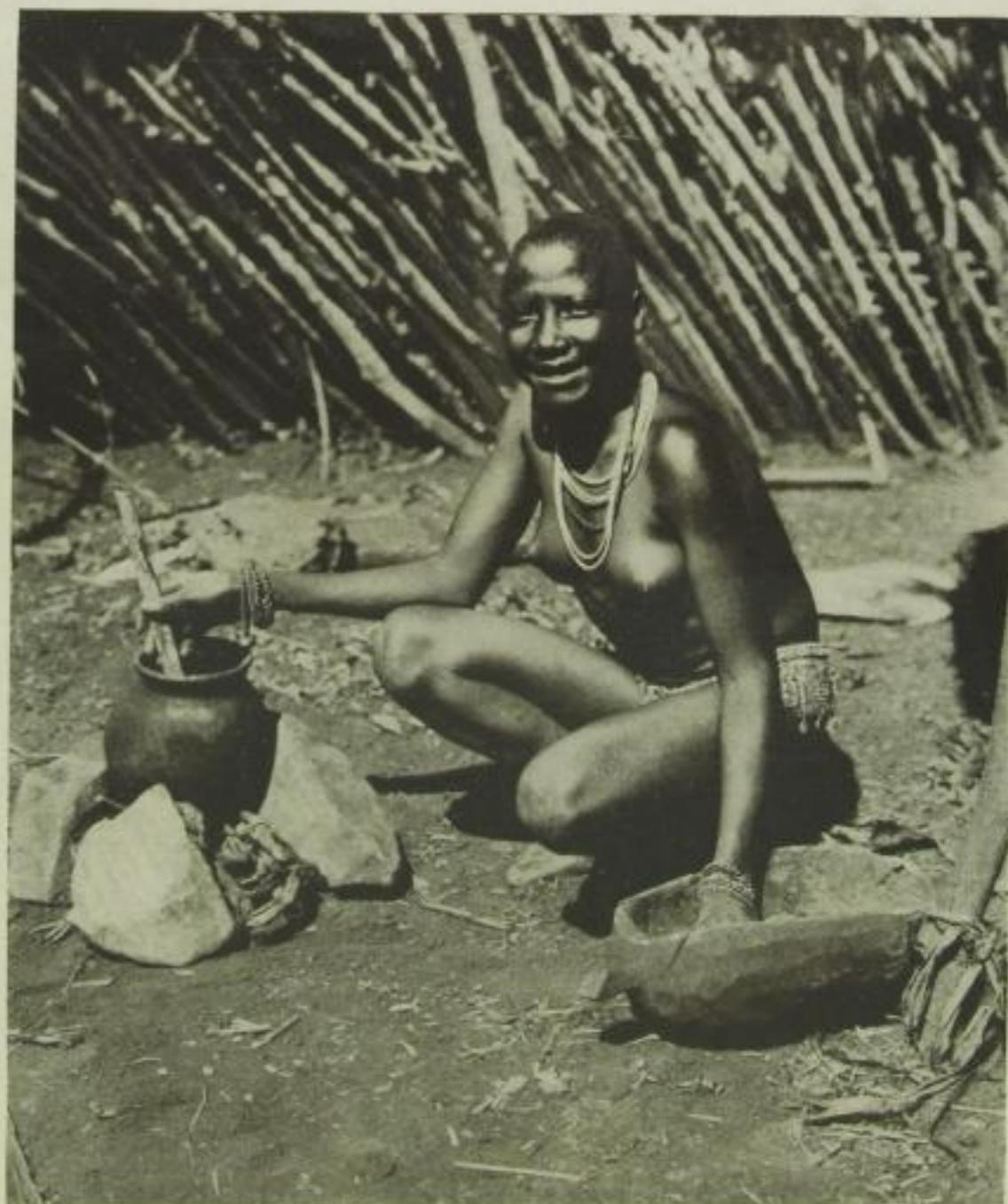
Vlasta Burian, der Volkskomiker



Karl Hašler, der politische Bänkelsänger,
Chansondichter und -Komponist



Hausfrau in Sachsen, der Heimat des Bliemchenkaffees



Mandschu-Frau in Kaffa, der Urheimat des Kaffees

Photo Grill

NEUE NATURBESCHREIBUNG

Von

Eugen Lazar

Kommt ein Vogerl geflogen, setzt sich nieder auf mein Fuß, hat ein Brieferl im Schnaberl, von der Liebsten ein Gruß — solche beiläufige Formulierung einer offenbar ungenauen Beobachtung mochte in einem primitiven Stadium der Naturbeschreibung hingehen. Später, als die Beobachtungstechnik sich entwickelt hatte, stießen derartig ungenügend gesicherte Publikationen auf den Widerspruch der Fachkreise. So ist etwa der zu Ende des vergangenen Jahrhunderts veröffentlichten Mitteilung eines angesehenen Autors, daß von dem süßen Schall der Nachtigall, die die ganze Nacht gesungen habe, in Hall und Widerhall (!) die Knospen aufgesprungen seien — wobei nicht einmal der Ort des Ereignisses angegeben war — vielfach heftig entgegengetreten worden. Sie blieb bis zum heutigen Tage angefochten.

Dies nur nebenbei. Wir wollen uns bei vergangenen Jahrhunderten nicht aufhalten. Gehen wir gleich über zu unserer Zeit, der Gegenwart. Auch in dieser unserer Gegenwart ist die Natur Objekt der Betrachtung und Beschreibung. Feinsinnige Naturen sind am Werk, die Geheimnisse der Natur einer breiteren Oeffentlichkeit zugänglich zu machen. Ihre Schriften werden absichtlich verbreitet, besonders bei der heranwachsenden und bei der reiferen Jugend. So in wachsenden Auflagen die des Amerikaners William Beebe, die erst übersetzt werden müssen, was die Schwierigkeit noch vergrößert. Seinem neuen Werk „Logbuch der Sonne. Ein Jahr Tierleben in Wald und Feld“, deutsche Ausgabe von Dr. Ernst Alefeld (bei F. A. Brockhaus, Leipzig) sichert die exakte und wahrheitsgetreue Schilderung der in der Natur zahlreich verbreiteten Stimmungen den gewohnten Erfolg; aber es sei auch gleich gesagt, daß der Autor dort, wo die Aufgabe des Tatsachenberichtes an ihn herantritt, zuweilen in den Fehler älterer Beobachter verfällt, unzureichend gesicherte Behauptungen vorzubringen.

Kann man sich etwa von der Aussage: „Da rauschen leise alte Bäume, so daß wir glauben, das Flüstern der Waldgeister zu hören“, als der eindringlichen und knappen Formulierung einer neuartigen Waldstimmung, restlos befriedigt fühlen, so wird man andererseits die Mitteilung, daß der schmetternde Heroldsruf der das Luftmeer durchfliegenden Kraniche also laute: „König Frühling zieht ein!“, nicht so ohne weiteres hinnehmen. Das bedarf noch der genaueren Ueberprüfung. Es steht durchaus nicht so einwandfrei fest, wie Beebe-Alefeld annehmen, daß die Thronbesteigung König Frühlings von dem Kranichvolk anerkannt worden ist; auch wird die Beebe-Alefeldsche Uebersetzung des Heroldrufes der Kraniche aller Voraussicht nach einer kritischen Untersuchung von philologischer Seite standzuhalten haben.

Ferner wagen wir vorauszusagen, daß die häufig wiederkehrende Behauptung der Verfasser: „Mutter Natur weiß, was sie tut“, bei den Vertretern zweier neuerer Richtungen der Biologie auf Widerstand stoßen wird. Gegen die Hypothese eines Bewußtseinskontinuums der Natur werden die Forscher, die gelegentliche Absenzen an ihr festgestellt zu haben glauben, ihre Bedenken vorbringen; die von Beebe-Alefeld vertretene Auffassung eines so nahen Verwandtschaftsgrades der Natur aber dürfte von den jüngeren Biologen bekämpft werden, die mehr und mehr der Anschauung zuneigen, sie sei eine Gliedcousine.

Sonst aber wird man den Autoren als den Repräsentanten einer stetig an

Boden gewinnenden, überaus ansprechenden Naturauffassung freudig zustimmen. Für sie ist Natur, was man im Freien sieht: mal ein grüner Wald, aufgebaut so hoch da droben, mal ein rötlich strahlender Gipfel, mal etwas Gezacktes, Felsiges, wenn oben Schnee drauf ist, noch besser, eine angenehme Zugabe, mal ein Vögelchen. Man muß hinausgehen und sich das anschauen. Man kommt ganz anders nach Hause. Eine Augenweide, diese Natur. Da gibt es Leute, die sitzen in so Räumen, wo nichts ist als Flaschen und Gläser, haben einen weißen Kittel an oder nicht und schauen durch eine Röhre mit einem Aug starr auf ein flaches Glas, unter dem irgend was liegt. Was es da zu schauen gibt. Bei Beebe-Alefeld ist das ganz anders. Viel lebendiger. Das kriecht und raschelt, das hüpf und huscht, das schwingt sich in luftige Höhen, das wiegt sich und biegt sich, eine Linde im Winde, so traurig, so schaurig, sie weiß wohl, warum.

Und alles ist so farbig. Da unter dem dreierlei Volk, das es gibt, dem lustigen, dem jungen und dem gefiederten, vorwiegend letzteres die Aufmerksamkeit Beebe-Alefelds auf sich gezogen hat, werden unablässig Federchen in allen Farben geschildert. Wie das nur leuchtet und prangt. Eine wahre Freude für den Naturfreund, das zu lesen. Freilich macht der Herbst dem bunten Spiel ein Ende; da „haben wir auch keine rechte Lust, von unseren Freunden, den Vögeln, zu erzählen. Auch die haben ihre grauen Tage, wenn im Herbst ihr buntes Gefieder verblaßt und ihr fröhliches Lied mehr und mehr verstummt. Viele Vogelfreunde stellen dann ihre Beobachtungen ein.“

Zusammenfassend kann man sagen, daß der geschätzte Naturschilderer seine Anhänger auch diesmal nicht enttäuschen wird. Seinem deutschen Bearbeiter allerdings wird ein Vorwurf nicht erspart bleiben: er hat es versäumt, durch eine etwa im Anhang zusammengefaßte Erklärung der neueren naturwissenschaftlichen Terminologie dem Verständnis zumal des ungeübten Lesers entgegenzukommen. Wir glauben, in seinen Intentionen zu handeln und den zahlreichen Lesern des „Logbuchs der Sonne“ eine willkommene Ergänzung zu bieten, wenn wir eine kleine Zusammenstellung der wichtigen Termini und ihrer populären Uebersetzung hierhersetzen:

gefiederter Raubritter	Zwergfalke
lustiger Zimmermann	Specht
bunter Gauner	Eichelhäher
grauer Bursche	Nebelkrähe
gelber Bursche	Pirol
schwarzer Bursche	Saatkrähe
gefiederter Liebhaber	Schnepfenmännchen
gefiedertes Volk	Vögel
gefiederte Schar	Vögel
gefiederte Kameraden	Vögel
kleine beschwingte Kameraden	Vögel
kleine fröhliche Burschen	Vögel
summendes Geziefer	Mücken
kleiner Geiger	Grille
kleiner Fiedler	Heuschrecke
stolzer schimmernder Ritter	Johanniswurm
balkenloses Element	Wasser
Kinder der Wildnis	Fichtenspargel
fetter Griesgram	Hamster

Erlebnisse in Leipzig.

Am Völkerschlachtdenkmal. Der Führer raunt verheißungsvoll: „Undenn, bei de Fiehrung, da schweichn Se scheen still, da sing' ch neemlich 'n baar Deene.“

„Ach, das Denkmal hat Akustik?“, fragt ein Fremder.

„Na, was denken Sie denn, wozu es sonst gebaut is?“

Und draußen, bei dem Rundgang um das Malheur herum, erklärt er: „Unda driem beim Napoleondenkmal hat er gestandn und von da aus hat er die Schlacht geleitet.“

*

Im Alten Theater. Neueinstudierung der „Kreuzelschreiber“. Am Schluß zeigt sich mit den Darstellern auch der Regisseur. Durch das Parkett geht ein vernehmliches Flüstern: „Anzengruber, des is dr Anzengruber...“

*

Die Beamten. Ein auswärtiger Freund fragt am Markt einen Sipo: „Können Sie mir sagen, wo das Alte Theater ist?“

Antwort: „Nee.“

*

Ein Kollege wirft eine Münze in einen Briefmarkenautomat. Vergeblich. Noch einen. Wieder vergeblich. Am nächsten Tage probiert ers noch einmal. Wieder vergeblich. Ein Postbeamter geht vorüber und sagt: „Der Automat geht nicht.“

„Dann muß er aber zugeklebt werden.“

„Wie?“

„Dann muß er zugeklebt werden.“

Lange Pause. Sprachloses Erstaunen.

Antwort: „Wer soll'n des machen?“

*

Mein Frisör: „Heut is Lessings 200. Geburtstag. Da haben die Schulen sicher frei.“

„Das glaub ich kaum.“

„Ach, da wird er vielleicht nur lobend erwähnt.“

Herbert Günther.



SÄCHSISCHE SONETTE

Von Erich Kästner

1. ALS EINER ÜBER DEN DIALEKT LACHTE

*Ich habbs nich gerne, wennse drierer lachn.
Da bin ich komisch, weil ichs garnich bin.
Sie denken bloß, mit uns, da kennses machn.
Kommse nur hin.*

*Wenn Sie da nur nich irchendas verwechseln!
Daß Sie uns kenn, das is noch längsd nich raus.
Sie denken, daß wir Ihretwähjn sächseln?
So sehn Sie aus.*

*Wir sinn nich so gemiedlich, wie wir schbrechen.
Wir hamm, wenns sein muß, Dinnamit im Bluhd.
Da kennse Gifd droff nähm, daß wir uns rächn!*

*Na, Ihr Gesichde merkd sich ja ganz guhd.
Wir wärn Ihn' schonn noch mal de Knochen brechn.
Nur Muhd!*

2. ALS EINER SEINE BRAUT STREICHELTE

*Na meine Micke, nu schenier dich nich!
Du duhst ja so, als wärn wir beede fremd . . .
Und dabei kenn wir uns. Und du kennst mich.
Das scheene Hemd . . .*

*Hau mir doch nich gleich egal off de Fohdn!
Bis doch mal wiedr wie in' Blauner Wald!
So mach dir doch e Schild vors Kleed: „Verbohnd.“
Mensch, bisdu kald.*

*Das sach ich dir. Das gehd mir so nich weidr.
Das is doch keene Ahrd is das doch nich!
Endwehdr wirsdn endlich bald gescheidr —*

*Na ja! Warum nich gleich, mei Wühderich.
Was ich noch sahchen wollde: du wirschd breidr.
Hm? Irr ich mich?*

TELEGRAMME: "OTELANCAST"	LANCASTER HOTEL
	7, RUE DE BERRI PARIS
	ERSTKLASSIG

Lexikon berühmter Sachsen

Von Anton Kuh.

Benedix, Roderich. Ließ den Friedensrichter Schaal aus Shakespeare Shakespeares Erbe in Sachsen antreten. Die Lustspiele, die daraus hervorgingen, vermochten dem Sturm der Zeiten zu trotzen wie handgestrickte Kaffeewärmer.

Böttcher, Hans. Abart des Ringelmaß. (Siehe diesen.) Mistet sich, von sächsischem Abenteuertrieb ergriffen, mit Vorliebe als blinder Passagier auf Schiffen ein. Möchte überhaupt für sein Leben gern auf das Titelbild des Knabenbuchs kommen, das er als Knabe in tausend Stücke zerriß.

Börner, Theodor. „Das Kinderlallen der jungen Freiheit, die in der Wiege starb“, sagt Börne von ihm. Daß er den Weg vom Abiturium zum Heldentod mit Euphorions Schnelligkeit durchmaß, hat das Sachsentum um einen poetischen Belang bereichert.

Leibniz. In weiteren Volkskreisen als schmachtendes Keks bekannt. Er fand, soweit Philosoph, um in den Kosmos Ordnung zu bringen, das sogenannte Monadensystem, eine Kreis- und Bezirkseinteilung der Unendlichkeit. Erwarb sich durch die Entdeckung der „prästabilierten Harmonie“ (die Gemütlichkeit der Sphären) das Verdienst, die bedeutendste satirische Schöpfung der Weltliteratur anzuregen: den „Candide“ Voltaires.

Lessing, Gotthold Ephraim. Rückhalt aller Oberlehrer, die vermeinen, sich eine Brille aufsetzen heiße ein Ding betrachten. War streitbar, doch nicht rechthaberisch; saß über Kunstwerke zu Gericht, ohne sich für deren Richter zu halten. Zwei Eigenschaften von so unsächsischer Prägung, daß sie fast den ersten Satz seiner Schulbiographie auslöschten: „... geboren zu Ramenz in der Ober-Lausitz.“

May, Karl. Juveniler Traum der Sachsenseele. Gipfelung der Romantik, die sächsische Lehrerinnen auf Gipfel führt. Verpflanzte den christlichen Palmzweig in die Urwälder Brasiliens; übertrug dafür den Bambus ins deutsch-christliche Heim, wo die zur Erziehung der Karl-May-begeisterten Jugend so tauglichen Stäbe daraus geschnitten werden. Erhob das Aufschnelden in den dichterischen Rang des Camoens. Gab Nießsches Übermensch die Lesart „Old Shatterhand“ und den U-Boot-Helden ein Vorbild.

Nießsche, Friedrich. Wurde zur Bücktigung seines Übermuts in Sachsen geboren. Verdankte sein Lebenswerk dafür der Zwangsvorstellung, daß alle Deutschen Sachsen seien. Wandte an die Bekämpfung des Philisteriums eine furiose Ernsthaftigkeit, die ab und zu mit dem bekämpften Gegenstand fast Familienähnlichkeit aufweist, allerdings nicht mehr als Er mit

Förster-Nießsche, Elisabeth; Schwester des Vorgenannten. Suchte als dessen



KURHOTEL MONTE VERITA

ASCONA / SCHWEIZ

PROSPEKTE AUF ANFRAGE

Erbwallerin tunlichst die Schande zu reparieren, daß aus dem Schoß einer hochachtbaren Familie ein Genie entsprungen war. Bemühte sich zu diesem Behuf um den Nachweis, daß der Antichrist allzeit ein guter Sachse war.

Paul, Jean. Variété-Humorist. Mit dem gleichnamigen Dichter aus Wunsiedel weder verwandt noch identisch. Erfinder des Umhängebauchs. Schöpfer des klassischen Sages: „Ich hab' einen Bruuder . . . in Schbiiriduus . . .“ Im übrigen: Inkarnation des guten Sachsentums. Erbrachte nämlich durch die Komik, die aus der Seriosität stammt, den Nachweis, daß alle Knoctabouts aus Sachsen stammen.

Reimann, Hans. Sachse mit negativem Vorzeichen; also positiv Sachse. Klassenprimus, der den bösen Jungen mimt. Der einzige unter den lebenden Dichtern, der die „Bürgschaft“ auswendig kennt. Täuscht durch parodistische Fehlbetonung über diese Kunst hinweg. Ein rühriger Spaßvogel, nimmt er die Welt voll Umsicht und Gewissenhaftigkeit von der heiteren Seite.

Ringelnaß, Joachim. (Siehe Böttcher.) Abart der Kelleraffel. Kommt aus den untersten Stockwerken des sächsischen Ingeniums. Kriecht gerne in Fässer und führt dann lustige Sprünge auf. Zu sich gekommen, bewegt er sich wie ein normales Erdgeschöpf und wird sodann bei Ernst Rowohlt verlegt.

Roberts, Ralph Artur, geboren in Sachsen. Daher bester Darsteller des Maske aus der „Hose“ von

Sternheim, Carl; bekannteste Sternheim-Figur der Gegenwart, geb. in Leipzig, verdankte diesem Zufall der Geburt das Grundgefühl seines Daseins: trotzdem kein Deutscher zu sein. Uebertrug infolgedessen seine Werke vor deren Abfassung ins Französische des Molière, um sie von da als Übungsbeispiel einer Konversations-Grammatik ins Deutsche zurückzuübersetzen. Der Verleihung der Würde eines Marquis, die er für sich in Aussicht genommen hatte, stellten sich im letzten Augenblick familiäre Bedenken entgegen; es war für eine solche Rangerhöhung unmöglich, Sternheims zu Verwandten zu haben.

Treitschke, Heinrich von. Rief der Geschichte zu: „Hab' Sonne im Herzen!“ Erfand zum Hohlkopf den Goldhelm; kleidete Bediente in den Herrscherpurpur. Schuf so den Heroismus der Barbieri.



BOMBASTUS-WERKE • FREITAL-ZAUCKERODE BEI DRESDEN

Jung-Werfel in Leipzig

Heller Frühlingsmorgen. Die Wirtin öffnet die Türe: „Nu, Härr Wärfl, so spät im Bedde?“ Schlafsüchtiges Grunzen vom Bett her. „Schdehn Se doch uff, gomm Se mit uns!“

„Wohin denn?“

„Mir machn heit nach Elysium raus!“

*

Eines Tages drückt sich schüchtern die Tochter der Wirtin in sein Zimmer:

„Se sind een Dichdr, Härr Wärfl?“

„Ja . . .“

Versonnenes Dastehen. Dann: „Ich arbeede bei Vaddr uff'n Gondo, abr ich habe eene Dande in Hamburch, die schwärmt für Baime, Bichr und alles Leschere . . .“

Dem Volke der Denker und Dichter.

Laxin führt ab, es wirkt sehr milde,
Versuch es, und du bist im Bilde.

(Inscription in Dresden.)

Sächsische Hochehe. In die Buchhandlung Bender in Dresden tritt ein unscheinbarer älterer Mann, sichtlich unsicher, sichtlich milieufremd. Meister Bender: „Womit kann ich dienen?“

„Endschuldchse, hamm Sie van der Velde . . .?“

„Gewiß.“ Ein Griff in die Bestände, wo sie am volkstümlichsten sind: und der Kunde erhält das Gewünschte. Der blättert angestrengt, zieht einen verknitterten Notizzettel aus der Tasche und vergleicht.

„Hamm Sie villeichd noch dä ärschde Auflage?“

„Aber ich bitt Sie, warum wollen Sie denn nicht die neue?“

„Nee, ich mechde dä ärschde Auflage . . .“

„???“

Scheuer Seitenblick, dann erklärt das unscheinbare Männchen nicht ohne ein genießerisches Lächeln: „Da solln nämlich zwee Tourn mehr drinne sein.“

FAHRNER-SCHMUCK MIT DER PLOMBE



DER HERR

fühlte sich benachteiligt, weil Fahrner-Schmuck bisher hauptsächlich den Wünschen der Dame angepaßt war. Das hat sich geändert, denn bei meinen zahlreichen Neuschöpfungen für 1930 finden Sie auch

Chatelaines
Manschetten-Knöpfe
Herren-Ringe

in ganz neuartigen Formen, die sich einzeln und in Garnituren, in geschmackvollen Euis verpackt, zu Geschenkzwecken besonders eignen.

Fahrner-Schmuck

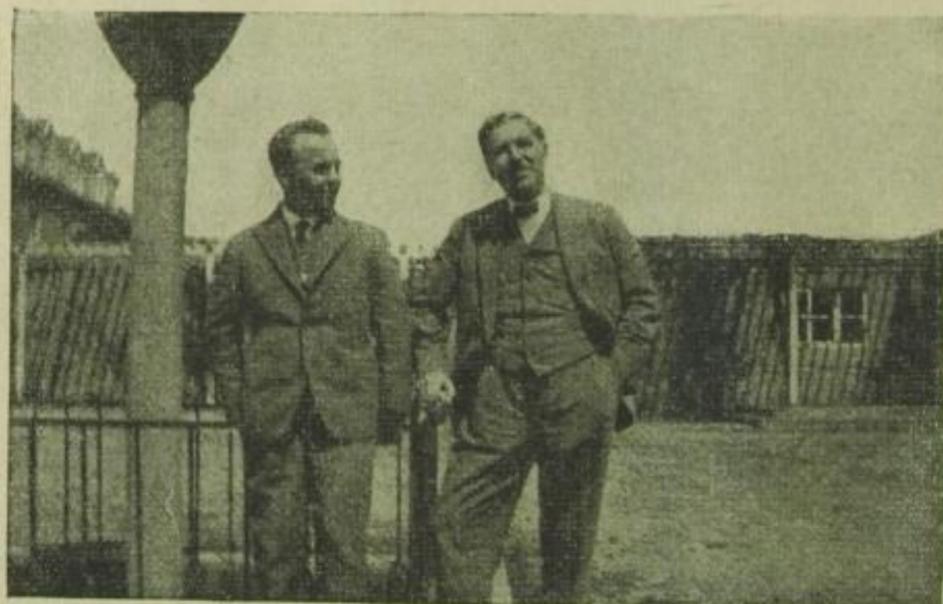
ist in jedem besseren Juwelier-Geschäft und Kunstgewerbehaus zu haben. Bezugsquellen-nachweis durch den allein. Hersteller: Gustav Braendle, Theodor Fahrner Nachf., Pforzheim.

An meine Freunde

Von Kurt Pinthus

Aus dem „Neuen Leipziger Parnaß“ (Privatdruck 1912).

*Wir: rascher rauschend im Raum und glüher als lichte Kometen.
Wir: Kenner seltner Weine, Früchte, Geflügel, sanfter Pasteten.
Wir tragen vor brüllenden Menschenmassen aufreizende Fahnen.
Wir fliegen höhrend auf in zartgeäderten Aeroplanen.
Wir hüllen uns zitternd in tausend Schleier der Einsamkeit.
Wir ballen das Leben zu kleinen Kugeln und liegen aussaugend über Ländern
und Menschen wie Berge breit.
Wir schauern vor Spinnen und ziehen in ferne Kriege ohne Grauen.
Wir ruhen im Mondschein, in fremden Häusern bei schluchzenden, girrenden,
stöhnenden Frauen.
Wir lohnen wie Schmiedefeuer in kaltem Sturm und starren wie Eisberge in
müder Schwüle.
Wir: Unserer Zeit harte Fürsten und süße Dirnen weltlicher Gefühle.
Wir: weise Greise zugleich und wütende Jünglinge, alberne Kinder.
Wir lesen nachts vergessne romanische Schriften und mystische Bücher der
Germanen und Inder.
Wir tanzen in dunstigen Sälen des Volkes und schreiten graziös im Frack übers
Parkett.
Wir wandern bettelnd zu Fuß nach China und schwelgen wie orientalische
Fürsten träge und fett.
Aller Zeiten Geheimnisse wissen wir, stark wie Athleten, wie bleichsüchtige
Mädchen matt.
Leuchttürme wir, mit grellem Strahl das wirre Dunkel scheidend in Türme,
Meere, Kaufhäuser, Liebesschlachten und dröhnende Stadt.*



Friedrich Schnack und Jakob Hegner in Hellerau

Dem einen ins Ohr

Von Elsa Asenijeff

*Ich schaue nicht zurück
Und juble nur:
O welches reiche Glück,
Ich bin ein Weib!
O Du, o Du
Mann, Herrlichster, Blut-
gerufener! —
Küß mir ein Englein in
den Leib!*

(Aus dem „Neuen Leipziger Parnaß“.)

Von der Demut. Jakob Hegner, der bekannte Neubeleber der katholischen Literatur, sitzt in seinem Heim in Hellerau, hat Freunde und Fremdlinge um sich gesellt und spricht von der Demut, der christlichen, katholischen, franziskanischen, von der Enthaltbarkeit und von der Armut. Stunden, Abende lang spricht er von der Demut. Schön und fromm und getragen. Und so lange, behauptet eine häretische Legende, bis das Dienstmädchen hereinkommt und fragt: „Herr Hegner, soll ich jetzt den Sekt bringen?“



(Von links nach rechts): Franz Werfel, Kurt Pinthus, die Schauspieler
Johanna Zimmermann, Maria Leiko, Jacob Feldhammer



Walter Hasenclever als Kavalier



Carl Sternheim als junger Freier



Photo New York Times

Sternheim und Pamela Wedekind, seine junge Gattin



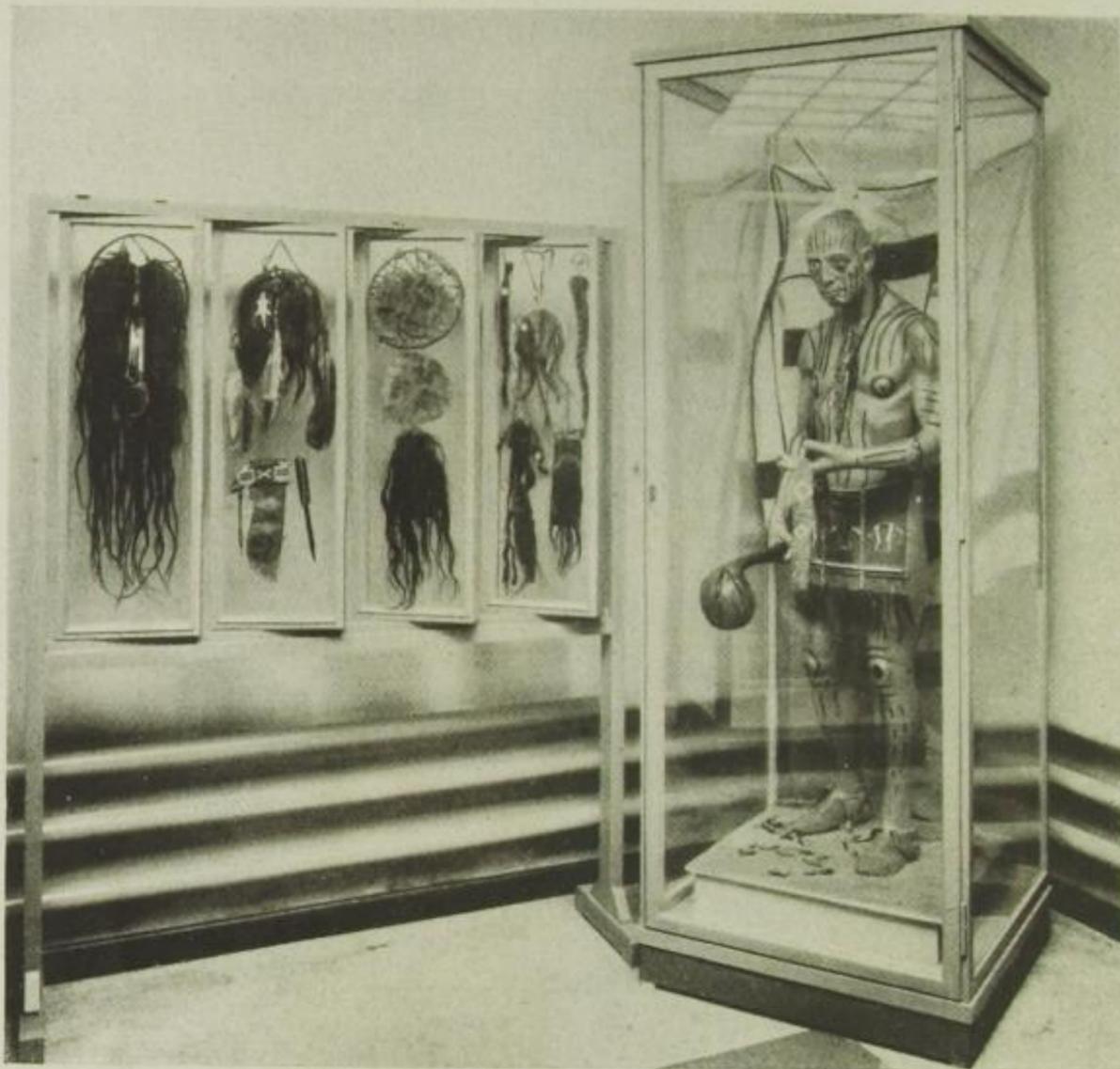
Editions des Quatre Chemins

Ölgemälde von Jean Lurçat



Ausstellung der Galerie Flechtheim

Bronze von Charles Despiau



Karl-May-Museum, Radebeul bei Dresden
Irokesenhäuptling und Skalpschrank



Villa Bärenfest, Blockhaus in Karl Mays Garten, bewohnt von Patty Frank (Radebeul) Photos Görtz

DER WIRKLICHE KARL MAY

Karl May, dieser phantasiebegabte, dramatisch knotende, humane, die Rache seinem Feind überlassende, vom Zufall unterstützte, mit unfehlbaren Ideal-Büchsen bewaffnete, mikroskopisch kaum wahrnehmbare Spuren lesende, den gewiegten Routinier als Greenhorn tarnende, seriöse und dabei pfiffig-humorige Münchhausen Sachsens wird falsch gelesen, nämlich schriftdeutsch. Seine Geschöpfe reden nichts Belangloses, sondern ausschließlich äußerst wichtige, der Handlung und dem Belauschtwerden gleicherweise dienende Dinge, und das in leicht angeschwollenem Papier-Deutsch. Dr. Euchar Schmid, der treffliche Chef des Karl-May-Verlags, arbeitet an Kürzung und stilistischer Retusche einzelner Bände, sehr zum nachträglichen Vorteil des wunschträumenden Autors, der im Prinzip, im Geiste und auf dem Papier vorspringt, von den sechs Feinden den ersten durch einen Kolbenschlag zart betäubt, den zweiten rasch knebelt und die restlichen vier, die vor Entsetzen starr stehen (sonst klappts nicht) und mit weit aufgerissenen Augen den sagenhaften Old Shatterhand anstaunen, mit einem einzigen, doch immens wohlgezielten Hiebe glatt niederstreckt, hamdulillah! Und alles dies in lieblichstem Sächsisch. Wie Karl May wirklich klingt, sei hier graphisch angedeutet. („In den Kordilleren“, Seite 207/208.) H. R.

Er brachte unter seinem Talar ein Messer hervor, welches er mir entgegenhielt. Unsere Lage war eine ganz und gar eigenartige. Rundum und über uns Totenköpfe, vor uns dieser Mann mit seinem vergifteten Messer und dazu die beiden auf uns gerichteten und so gefährlichen Blasrohre! Aber mochte es Leichtsinns oder etwas anderes sein, es kam mir vor, als ob ich mich schämen müßte, diesem alten Manne und seinen beiden Rothäuten zu gehorchen. Nein, sie sollten sehen, daß wir selbst Gift nicht fürchteten.

„Pah!“ antwortete ich. „Wenn ich will, so wird dieses Ihr Messer Ihnen gefährlicher als mir!“

„Mann, Sie sind wahnsinnig!“

„Im Gegenteile! Ich bin sehr bei Sinnen und befinde mich gerade jetzt in derselben guten Laune wie vorhin Sie.“

„So will ich Sie von dieser Laune befreien. Passen Sie auf! Ich zähle bis zwei, und Sie haben Ihre Waffen hier

Auf ainmahl bringd dähr doch unndr
saim Dallahr ain Gijjmässr ange-
wärrjd unn fumld mir drmidd
fohrdr Nase rumm. Das war Sie
fillaichd aine mulmiche Sidduadzjohn.
Ringsrumm unn ohmdriwvr laudr
Dohdn-Gebbe, unn diräggd vor uns
diesr Heinrich midd sain giffdjn Gijjn-
mässr, unn außrdähm die beedn
Buhsde-Rohre, die ooch nich krahd
von Babbe wahrn. Schaißlich, saach ich
Ihn. Awvr wissn Se, ich gann mir
nich hällfn, ob Ses glaum ohdr nich,
mainswähjn genn Ses fr Laichdsinn
halldn ohdr fr ännne Frechhaid . . .
gurrz unn guhd, ich wollde dähn
Briedrn zaichn, daß mir uns nich ins
Boxhorn jaachn lassn, frschdandn?

„Sie!“ saache ich, „ich will Ihn mal
was saachn. Wenn Sie sich fillaichd
ainbildn, daß Ihr dämliches Gijjn-
mässr mir mähr schahdn duhd als Ihn,
da hamm Se sich gewalldj geschniddn!“

„Bai Ihn biebds.“

„Währn Se bloos nich frech, sonnsd
genndes laichd bassiern, daß Se eene
geschwalbd kriejn, Sie Klabbsgott.
Dangkn Se Ihrn Schöbbfr, daßj haide
so friedlich bin unn so guhde Laune
hahwe.“

„Dahdrfonn währich Sie fix gurriern.
Horchn Se mal ain Momang hähr. Ich
zähle jädzd bis zweee, unn bei zwee
hamm Sie Ihre Waffn aufn Aehrd-

fallen ließ, faßte ihn mit beiden Händen bei der Kehle, riß ihn nieder und gab ihm die Faust gegen den Kopf,

inndr Hand haddr das Mä SSR. Tja, da hieesses ähm gaisdesgehjnwärddj sain. Was dängkn Sn, wassj da gemachd hahwe? Aerschd hawwichm main Ziggarrn - Schdumml inndn Rachn geschlaidrd, dassr sich frschluckte unn nich mähr ausn Auchn guhkn gonnde. Dann binnichm wie ä Molch zwischn



Käte Wilczynski

so daß er die Augen schloß und, als ich die Hände wieder von ihm nahm, regungslos liegen blieb.

dn Been durchgekrochn unn hammn änn Dridd inndn Hinndrn gegähm, dassr gleich änn Salldohmorrdahe machde unn dr Länge langk hinlärchde, unn wier hingelärchd war, habbjm sai Mä SSR wäggenomm unn in dä Ecke gefackd, unn dann habbichn frwammsd nach alln Rehjln dr Gunnsd, bissr grien unn blau war, dann habbichm fr alle Fälle rächds unn lingks ä baar runndrgehaun unn habbm gesaachd: „So, alldr Fraind unn Gubbfr-Schdäjkr, jädzd bissde reif für Zeileis!“

HALLE HAT

einen Campanile, den Roten Turm, vor dem viertürmigen Paar St. Gertrud und Unsere Liebe Frau, das der um Halle hochverdiente Kardinal Albrecht von Hohenzollern zusammenschmelzen ließ. Vor 1814 wurde der Bau des Campanile begonnen, vermutlich als Sühne-Mal für einen ermurxten Salzgrafen; 1506 stand er als schlanker, isolierter Zeigefinger, trägt das strammste Geläut der Stadt, und niemand weiß, wer ihn entwarf. Hinter den blauen, 1513 spitzig gemachten Zwillingen steigert ein des Nachts metropolitesk flackerndes Umformer-Werk den berghaften Aspekt vom Hallmarkt her, indessen die Feuerwehr links neben einer unwirschen Buchhandlung des raffiniert angeordneten Marktes mit einem lieblichen Portal kokettiert. Seitlich drüben spaltet sich das Kaufhaus Lewin in alte und neue Zeit. Im Museum der 1448 bis 1503 erbauten, im Dreißigjährigen Krieg angezündeten, später mehrfach restaurierten, doch im ganzen Ruine gebliebenen Moritzburg zeigt der famose Dr. Aloys Schardt den Hallern, was eine moderne Harke ist. Aquarelle von Dix und Grosz hängen da, etliche Kokoschkas, Rohlf's („Bauernhaus“), Kirchner, Kandinsky (vom ehrsamem Publikum ironisch als Vexierbilder abgetan), drei Gemälde und neun duftig bestrichene Graphiken des Feininger, Franz Marc („Kater auf Kissen“, „Hirsche“, „Tierschicksale“), Noldes „Abendmahl“, Klee, Heckel; und für den Menschen der Mitte: Spitzweg, Marées, C. D. Friedrich (Kloster-Ruine Oybin), Menzel, Richter und delikate Früchte, Zweige und Blätter des Adolf Senff; deutsche Fayencen, zinngekrönte Gläser, bemalte Humpen, ff. Porzellane. Die Synagoge hat sich gegenüber dem Arbeits-Nachweis am kleinen Berlin in die äußerste Ecke gequetscht. Seßhafte Trinker treffen sich in der Goldenen Rose (Rannische Straße) oder im Roten Roß. Am üppigsten speist man in der Stadt Hamburg, am zweit-üppigsten in der Goldenen Kugel, am dritt-üppigsten im Haus Dietrich. Unweit des trutzigen Leipziger Turmes hat das pathetisch lärmende Sieges-Denkmal in einer mit der unleserlichen Schrift bekrakelten offiziellen Fassade ein groteskes Visavis. Der athletische Händel und Otto Erich Hartlebens Selma (Moppchen) waren Sprossen von Halloren. Der gewissenhafte Philologe weist auch den deutschen Mikosch nach Halle, den zerzoteten und zerlyrikten Bonifazius Kiesewetter. Wer sich umzubringen gedenkt, begibt sich zweckentsprechenderweise nach der westlich liegenden, die Lebensgeister auffrischenden Dölauer Heide. Mit der 6 erreicht man die südliche Raben-Insel. Bad Wittekind heißt die Heil-Quelle. Auf der Saale schaukeln Gondeln und nicht Hapag-, sondern Hapig-Dampfer. Ludwig Jahn, der 1796 bis 1800 in Haile studierte, kämpfte als geborenes Rauhbein wider Landsmannschaften, Verbindungen und Kränzchen, verjagte die Korpsburschen mit Hilfe seines Zigenhainers vom Breiten Stein und verkroch sich in den Klausbergen. Die Jahns-Höhle, ein Semester von ihm bewohnt, ist noch heute zu besichtigen. Konrad von Einbecks Schellen-Moritz war ein St. Mauritius (Schellen galten damals als obligat); vor dem Giebichenstein wurde die behagliche Ponton-Brücke durch einen festen Bau erneuert, den zwei auf Kuh und Pferd stilisierte Biester bewachen; unterhalb der Burg liegt das Reich Paul Thierschs, die Kunstgewerbeschule (für Keramik, Emails, Graphik, Textil, Akzidenz, Buchband): in dem Quadrat aus Herrenhaus, Scheunen, Kornhaus und Taubenhaus. Im Restaurant Mars la Tour würzen zwei historische Schlachtenbilder das frugale Mahl; die Hauptpost schaut innen aus wie ein Echo der Wartburg; Roß-Metzger sind mehr als anderwärts vorhanden; wenn die Polizei durch die Straßen braust, geschieht das mit Gehupe und Gedonner und Gebimmel und Gebammel, daß es eine Lustbarkeit ist; und in der Mansfelder Straße, dem einst so wichtigen, jetzt malerisch sanften Hafen nahe, steht die Saline inmitten

der pfännerschaftlichen, zum Teil ebenfalls gepökelten Gebäude, und in einem traulich versunkenen Gewölbe grübelt der Dr. Hanns Freydank, Spezialist für Pfänner und Halloren, und hütet die von ihm ans Licht gezogenen Schätze. Das keltische „hall“ bedeutet Salzstätte; die unter den Pfännern arbeitenden Salzwirker (Halloren) wurden schon von Karl dem Großen privilegiert und durften bis 1880 dem Lerchenfang obliegen. Elf Schock gebührten alljährlich dem Hofe. Der Fang geschah mit dem glitzernden Lerchenspiegel. Die Lerchenfeld-Straße ist also nicht nach einem gleichnamigen Altkleiderhändler getauft. Am Riebeckplatz kann man stundenlang dem aufregend geregelten Verkehr zugucken. Und was die Thielen-Post betrifft, so drängt es mich, etwas auszuplauschen. Dicht unterhalb der Treppe, die zu ihr führt, fragte ich einen Passanten nach der Post. Grimmig denkend sagte er: „Diddihln-Bossd? Das iss sähr gommblizierd. Das gannich Ihn jahnich so rasch beschraim. Warrdn Sie mal. Von dr anndrn Saide häddn Ses jlaich jeschaffd. Ahwrs jehd auch so. Bassn Sie auf. Am bäsdsn jehn Sie hier die Dräbbe nauf — — da sähn Sesse jehjnühwr vom Bahnhof liejn.“

Es ist nämlich Schwindel mit den geographischen Grenzen.

Sachsen erstreckt sich bis tief hinein ins Thüringische, und die Haller sind Mitglieder des Zentralvereins deutscher Staatsbürger sächsischen Glaubens. Aber sehr angenehme.

H. R.

Uebersetzungen. Bekanntlich werden in der Schweiz Titel und Zwischentexte der Filme deutsch und französisch auf die Leinwand projiziert. Ein Film in Lausanne hieß: „Im Prater blühn wieder die Bäume“. Frühlingssehnen, Weaner Mädels und natürlich das Fiakerlied. — Die weiße Fläche leuchtet auf: wir lesen, lesen rasch den französischen Untertext, nein, es ist nicht möglich:

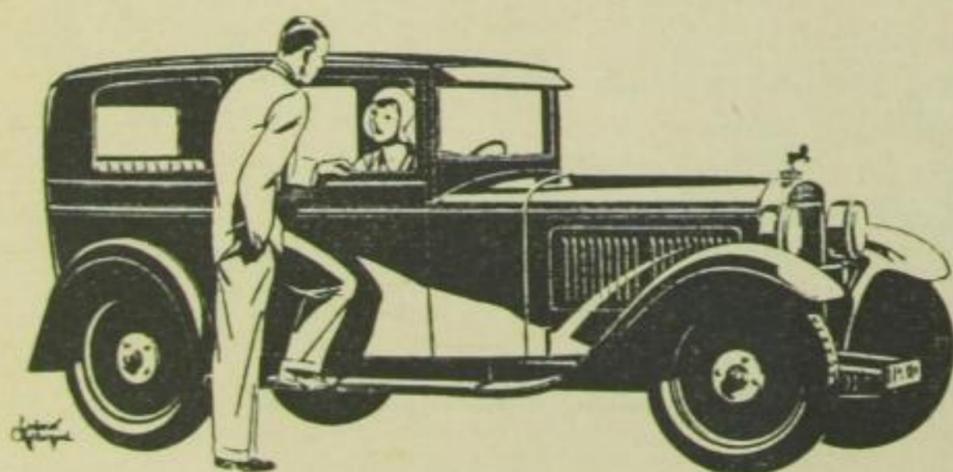
„J'führ zwei harbe Rappen, mei Zeugerl steht am Grabn.“

„J'ai deux demi centimes, mes témoins sont sur la tombe.“ (Vossische Zeitung)

HANOMAG 3-4 SITZER

mit Ein-Druck-Zentral-Schmierung und Differential

800 ccm. Nelson-Bohnalite-Kolben



Der vollkommenste Kleinwagen der Gegenwart

**LIMUSINE
KABRIOLETT**

2800 RM ab Werk

Illustrierte Drucksachen / Probefahrt kostenlos

HANOMAG / HANNOVER-LINDEN

SÄCHSISCHE PASSANTENGESPRÄCHE

Dresden.

- . . . hadd ahwr auch geine geisdjn Bedirfnisse wie unsreins . . .
- . . . wenn dähr mal schdirrbd, grijdd die wehnijsdns Rente . . .
- . . . yes, wonderful . . .
- . . . my knowledge of the pictures is considerable, haha . . .
- . . . in einem Mode-Salung unn machd da de Odeurs . . .
- . . . erschd vor drei Daachn, ahmds, im Bellewupplich . . .
- . . . da gannsde vielleicht de Schwämmchen kriechen . . .
- . . . nee, unsre Nofretätte iss längkst gabudd . . .
- . . . finde die Längkonnüh furchtbar abbard . . .
- . . . Nach Dirrohl? Sie mein wohl nach Ohwrschlottwitz? . . .
- . . . der iss ni Christ unn ni Jude, der iss Dentist . . .
- . . . hamm in ihrer Fammilie auch eine Wigman-Schielerin . . .

Leipzig.

- . . . zuwas broocht ä Rauchwarnhändler ä Personalchef . . .
- . . . unn saine Fraindin haddr als Fannd im Hodäll lassn missn . . .
- . . . bloß annde Wäsche darrfsde dähr nich gomm . . .
- . . . ooch von Gobb bis Fuß uff Liewe aingeschälld . . .
- . . . unn das heessd dann äne modärne Ohbr . . .
- . . . de Abonänndn hamm enärrjisch gehjhn die Schwainerei broddässdierd . . .
- . . . na, dann auf Wiedrbeguckn zum Bridesch bai dr Frau Doggdr Fraimann . . .
- . . . die solidesten Firmen gehn pleite . . .
- . . . unn ahmds wahrnmr bai dr Delsarto . . .
- . . . maine glaine Dochdr fährt laidnschaffdlich gärne Fahrschduhl . . .
- . . . fix noch bai Frehlich äne Gose schwäbbrn . . .
- . . . Wissn Se, es iss ja nich wäjhn die fuffzn Fännje . . .

Halle.

- . . . Jodd, sähn Sie ehland aus . . .
- . . . weil mai Mann ehjal so schnarrcht . . .
- . . . gain Bejriff von der Bliedn-Brachd im Gaffee Freischidz . . .
- . . . gleen Leewn im Zoo jesähn? . . .
- . . . ä ehemalicher Fiersorrjezöhjling jewähsn sein . . .
- . . . da missdes ä Jäsädz dajehjn jähm . . .
- . . . solche Leude missdn erschossn währn . . .
- . . . saachd immr, enne Bauchwelle iss das Scheensde auf dr Welt . . .
- . . . äwwoh, dähn hiesijn Mallaja (Malaga) machn se inndn Leuna-Werken . . .
- . . . und du jlaubsd auch nischd, awwr jlaubsde, 's Volk braucht enn Jlaum . . .
- . . . nee, wir machn dieses Iahr nach Iddahlien . . .
- . . . jlicklich, wenn ich meine Milledähr-Mussik im Rahdjoh heere . . .

Monolog über die Verkehrsordnung. „Wäächm mir brauchdes iewrhaubd geene Vergährschordnung ze gähm. Dä Leide meechn nur achd gähm, wennse iewr dä Schdrasse gehn. Wäächm mir genn dä Audos fahrn, wiese wolln. Mir iss eegah.“ (Pause.) „Vorausgesädtsd, daß 'ch nich sälwr drundrgomme.“ (Pause.) „Unn dann gammrsch ärschd rechd eegah sinn.“

Das nächste Heft des Querschnitt erscheint am Donnerstag, dem 19. Juni, mit Aufsätzen über das College von Eton, gute Manieren, den Kommunismus der Alt-Hebräer, die hebräischen Lehnworte des heutigen Sprechdeutsch, das amerikanische Theater, den kolonialen Menschen, das belgische Kohlengebiet, und aktuellen Beiträgen. Vorausbestellungen durch jede Buchhandlung oder direkt beim Verlag.



Kein Sachse verträgt Widerspruch — er ist sofort deiner Ansicht.
Sage einem Sachsen, er spräche völlig dialektfrei, so wird er dir beglückt antworten: „e'cha!“

KLEINE LEIPZIGER LITERATURGESCHICHTE 1910/1915

Von

Kurt Pinthus, Dr. phil.

Das zufällige Zusammentreffen des neunzehnjährigen Walter Hasenclever mit mir, Juli 1909, in der Leipziger Universität, sowie bald darauf, bei einem Bibliophilen-Essen, das von Ernst Rowohlt, damals zugleich Buchhandelsgehilfe und jüngster deutscher Verleger, mit Kurt Wolff¹⁾, waren, naturwissenschaftlich ausgedrückt, die beiden Keimzellen der jungen Leipziger Literaturbewegung 1910/15. Was man später Expressionismus nannte, wurde größtenteils in Leipzig spruch- und druckreif gemacht, gleicherweise an den Tischen von Wilhelms Weinstuben, der Zentraltheater-Bar und des schon von Goethe gern besuchten Kaffeebaums, wie im einzigen Raum des Ernst Rowohlt Verlags, der später, als die beiden Inhaber sich verkrachten, Kurt Wolff Verlag hieß. Zu diesen Tischen und diesem einzigen Verlagsraum²⁾ eilte alsbald herbei aus Berlin, Wien, Prag alles, was jung war oder sich jung fühlte: Werfel³⁾, Heym, Hiller, Brod, Ehrenstein, Becher, Kafka, A. R. Meyer nebst Frau Resi Langer, Hardekopf, Edschmid, Pulver, Leonhard, Blaß, Zech, Wolfenstein, Kesser, Arnold Zweig, Wolfgang Goetz, L. ssauer und die schon würdigen Carl Hauptmann, Herbert Eulenberg, Max Dauthendey, Gustav Meyrink, Heinrich Mann, Carl Sternheim. Natürlich war denn auch unser Franz Blei zur Stelle und gründete, als eine von seinen etwa hundert, die Zeitschrift „Die weißen Blätter“, nach „Aktion“ und „Sturm“ gewissermaßen die klassische Zeitschrift dieser Generation. Als der Krieg dann den Leipziger Kreis zerriß, sammelten sich im Winter 1914 die Uebriggebliebenen, bevor auch sie zum Militär einrückten, nach einer heimlichen antikriegerischen Manifestation in der Silvesternacht zu Weimar, im ersten pazifistischen Salon Deutschlands bei Dr. Thesing, wo nicht nur Däubler, sondern auch Gräfin Nostiz-Wallwitz, Nichte des Generalfeldmarschalls Hindenburg, eine führende Rolle spielte.

Die junge, wild gegen ihre Zeit protestierende Literatur dieser Jahre wurde in Leipzig ebenso unwillig ertragen wie gleichenorts zwanzig Jahre früher, zur Zeit des Verlegers Wilhelm Friedrich, die Literatur Conradis und des von uns höchst verehrten Wedekind. Deshalb wandte ich 1912 den Trick an, einige Mitglieder der schon genannten löblichen Bibliophilengesellschaft zur Hergabe des Geldes für den Druck eines „Neuen Leipziger Parnaß“ zu veranlassen⁴⁾. Unter dieser klassischen Spitzmarke wurden zum Entsetzen der mit dem Büchlein Beschenkten, nicht nur die damals aggressiv wirkenden Gedichte von Hasenclever,

¹⁾ Bereits 1910 erster und einziger Ehemann unserer Gruppe; durch seine Frau, geb. Merck, einerseits mit Goethe verbunden (dessen Mentor Heinrich Merck ihr Ururgroßvater war), andererseits mit dem Kapital der späteren I. G. Farben.

²⁾ Dieser Raum war zugleich Büro, Wohnzimmer, Esszimmer. Als eines Nachts einige junge Mädchen vom Tanzboden hierhergeführt wurden und Rowohlt ihnen triumphierend die ringsum an den Wänden aufgestapelten Bücher seiner Produktion zeigte, nahm eines dieser Mädchen ein Buch heraus, um es nach einem Augenblick und Hineinblick mit beispiellos verächtlicher Geste und dem Ausruf: „Aeh, Sch . . . gedichte!“ wegzuworfen.

³⁾ Werfel, zunächst in einem Hamburger Exportgeschäft tätig, wo er „nicht gut tat“, weil er sich stundenlang aufs W.C. zurückzog, um dort seine schönsten Gedichte zu machen, blieb für einige Jahre in Leipzig: Kommerzialrat Werfel, Handschuhfabrikant in Prag, hatte ihn wegen dieser Gedichte verstoßen — deshalb wollte ihm sein Sohn mit dem bürgerlichen, weil regelmäßig bezahlten, Beruf eines Verlagslektors imponieren, als welcher er mit mir zusammen im Kurt Wolff Verlag wirkte.

⁴⁾ Siehe S. 303 und 334 dieses Heftes.

Hygiene



Warnungen des Deutschen Hygiene-Museums (Dresden)



Der Neubau der Internationalen Hygiene-Ausstellung, Dresden 1930



Ecce-Photo

Schaufenster eines Berliner Dentisten



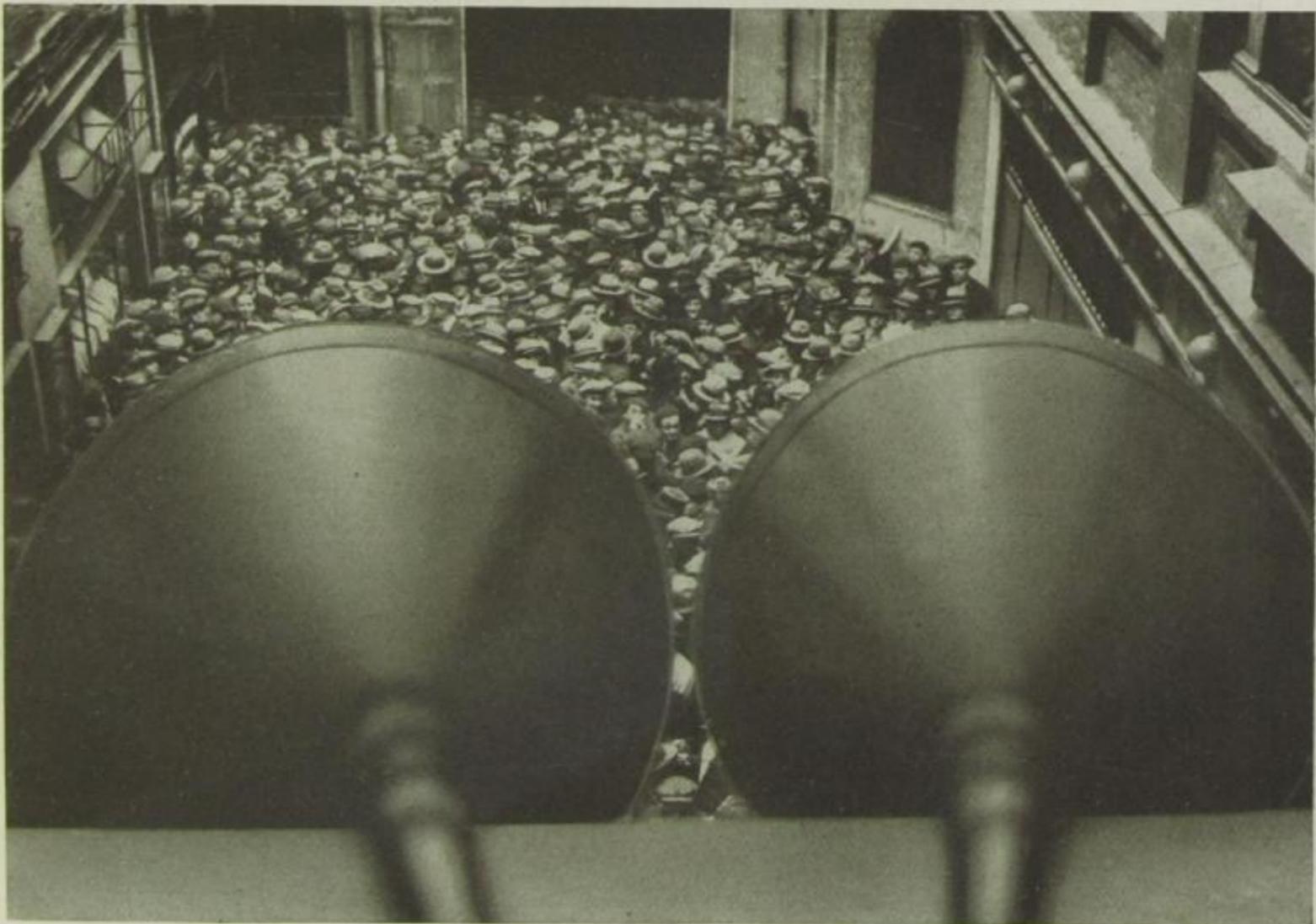
Photovertrieb Kutschuk

Impfung gegen Schlafkrankheit (Französisch-Afrika)

„Masse Mensch“



bei einem Fußballmatch in London



vor einem Lautsprecher in Paris

Photovertrieb Kutschuk



Junge sächsische Kunst in der Neuen Galerie Wertheim, Berlin
Bernhard Kretschmar, Das Begräbnis

Pinthus, Steindorff (Sohn des berühmten Aegyptologen) dargeboten, sondern gar die von Elsa Asenijeff, jener schönen, klugen und gelehrten Frau, die zwei Jahrzehnte hindurch (Schock und Shocking für die Leipziger) ungehelichte Lebensgefährtin Max Klingers war.⁵⁾ Nun wäre ausführlich zu reden von der beglückenden und fördernden Kameradschaft zwischen Hasenclever, Werfel, mir und einigen indes verschollenen Originalen; von dem gütigen Verlagsdirektor, Wohltäter und Vorschußgeber für uns alle: Georg Heinrich Meyer⁶⁾; von der lyrischen Epidemie, die dann von Leipzig ausbrach, um das Publikum mit einer Lesegier nach Gedichten zu infizieren, wie sie weder jemals vorher noch nachher konstatiert werden kann; auch davon: wie Werfel jeden Nachmittag seine vormittags im Bett entstandenen Gedichte mir zur Durchsicht brachte, so daß ich, bestürzt von der Musik dieser Lyrik (welch ein Kritiker schon damals!) meine eigene lyrische Produktion für immer einstellte. Aber der Leser wird bereits gemerkt haben, daß ich mich aller literarkritischen Bemerkungen enthalte, weniger aus Bescheidenheit, als weil solche in den richtigen Literaturgeschichten nachgelesen werden können.

NIKOTIN UND ALKOHOL

Von *Adalbert Grafen Sternberg* †.

A. St., der vor kurzem an den Folgen einer Alkoholvergiftung starb, sandte uns einige Wochen vor seinem Tode diese Apologie des Alkohols, zugleich eine Autobiographie als Krankheitsgeschichte.

Ein Schwesterpaar, welches aus dem Schoße der Sonnenstrahlen geboren worden ist, um uns Menschen das Leben freudiger zu gestalten. Wer sein Herz unter die Wärmewellen des Alkohols legt, und wer seine Gedanken durch die Ringe der Rauchwolken hindurchkräuselt, der legt sein Leben auf seidene Kissen einer gutausgeglichenen Behaglichkeit. Der normale Mensch, der Sohn gesunder

Külpö-Helene

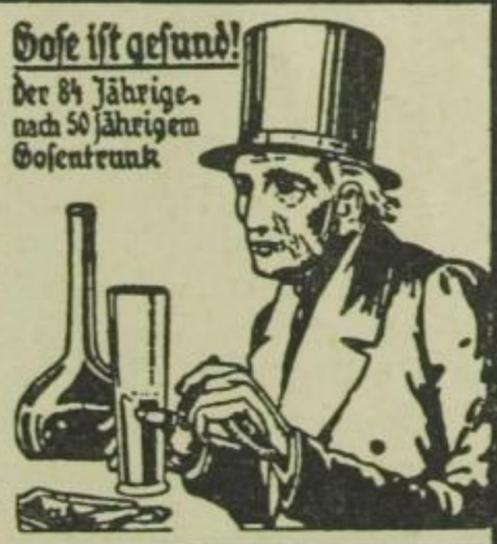
Historisch-gutbürgerliche Gaststätte
Spezialauskunft:

**Berliner Landre-Weißbier * Dönniger Ritterguts-
Gose * Echt Gräher Bier * Pilsner Urquell**

Anerkannt gute Küche * Prima Weine

Fernruf 29 866 ● **DRESDEN-A.** ● Galeriestr. 24
Am Jüdenhof

Gose ist gesund!
Der 84 Jährige,
nach 50 jährigem
Gosentrank



„Tribüne“, Dresden.)

⁵⁾ Die damals so wache Frau, die uns zum Umgang mit Menschen erzog, dümmert leider nun in der Sächsischen Landesirrenanstalt dahin.

⁶⁾ G. H. Meyer hat die superlativistische Bücherbauchbinde erfunden, sowie die öffentliche Plakatierung von Romanen. So ließ er zur Messezeit in Leipzig an den Litfaßsäulen in riesigen Lettern anschlagen: „MESSFREMDE, LEST DEN GOLEM!“ Worauf Meyrinks Buch, weil man es für ein wirtschaftliches Informationswerk hielt, schnell eine Auflage von 100 000 erklomm. Die junge Lyrik lebte damals vom Erfolg des „Golem“ und vom Bart Tagores, dessen erstes Uebersetzungs-Manuskript zufällig gerade an dem Tage im Verlag eintraf, als Tagore den Nobelpreis erhielt.

Eltern, verträgt Nikotin und Alkohol in großen Mengen. Nur für kränkliche Individuen sind sie schädlich. Leider sind aber die kränklichen die Träger der Wissenschaft und Literatur. Es ist erwiesen, daß die Neger und die Professoren kein Nikotin und Alkohol vertragen. Natürlich gibt es dabei, was die Professoren anbelangt, viele Ausnahmen. Innerhalb der Kränklichen sind Kreuzzüge gegen Nikotin und Alkohol gepredigt worden. Man hat ganz falsche Statistiken aufgestellt. Man hat z. B. den Alkohol als das Primäre hingestellt und das Verbrechertum als das Sekundäre. Jeder Verbrecher, wie jeder desequilierte Mensch neigt zur Trunkenheit, deswegen ist der Alkohol dann unschuldig, daß der Betreffende als Verbrecher geboren wurde.

Die Antialkoholiker begingen und begehen dabei den großen Fehler, daß sie das Wort Alkoholiker nicht genau umschreiben. Für einen Kränklichen ist jeder ein Alkoholiker, der mehr trinkt, als der Kränkliche vertragen könnte. Und doch ist das Rauchen- und Trinkenkönnen eine individuelle Anlage. Es gibt Menschen, die gegen Nikotin und Alkohol ganz immun sind, und zu denen gehöre auch ich. Ich habe niemals einen Katzenjammer gehabt. Dann gibt es halbimmune und schließlich solche, welche weder Rauchen noch Trinken vertragen. Unter drei Geschwistern können es drei verschieden dem Nikotin und Alkohol gegenüber Eingestellte sein. Nikotin und Alkohol ist ein ärztliches Schlagwort geworden. Ich werde dies aus meinem Leben beweisen.

Im Jahre 1895 kam mein Bruder von einer Waffenübung aus Galizien zurück und war an einer Cholera heftig erkrankt. Der Kammerdiener hatte meinem Vater gemeldet, daß der junge Herr sich unwohl fühle, man möge nach Ungarisch-Hradisch zum Kreisphysikus schicken. Mein Vater dachte, es betreffe mich, weil ich noch am Abend vorher bei einem Fest, das in einem nachbarlichen Schloß gefeiert wurde, schwer getrunken hatte. Als der Physikus kam, empfing ihn mein Vater mit den Worten: „Mein Sohn war halt, wie gewöhnlich, gestern wieder einmal schwer betrunken.“ Der Physikus wurde dann an das Krankenzimmer meines Bruders geführt, wo er den Mund überlegen spitzte, den Puls griff und sofort sagte: „Schwerer Alkoholismus.“ Mein Bruder sprang empört auf und sagte: „Ich trinke mein Leben lang nie etwas anders als Wasser.“ Jetzt stutzte der Physikus. Er beugte sich zu ihm herab, frug dies und jenes und verschrieb schließlich allerhand Mittel und Verhaltensmaßregeln. Wäre ich damals an Cholera erkrankt, wäre er triumphierend mit der Diagnose Alkoholismus nach Ungarisch-Hradisch zurückgefahren. Im Jahre 1897, zwei Jahre später, litt ich furchtbar an Magenschmerzen. Ich war zu einem Skelett herabgemagert, und meine Tante, die Fürstin Croy, welche Präsidentin von Alland war, sandte mir den Begründer dieser Anstalt, Professor Schrötter, um mich zu untersuchen. Sie informierte ihn aber vorher, daß ich furchtbar viel trinke und rauche. Der



Hofrat kam, klopfte mich ganz oberflächlich ab und sagte: „Ihnen fehlt gar nichts. Sie haben nur von Trinken und Rauchen angegriffene Magennerven, reiten Sie, gehen Sie usw.“ Ich hatte Reitpferde in Wien, und so ritt ich den nächsten Tag in den Prater. Zum Glück ging dort mein Vater mit der Fürstin Metternich spazieren, als ich schwindlig wurde. Mein Vater half mir vom Pferde, führte mich in seinen Wagen, und ich fuhr nach Hause. Dort ging ein dreitägiges Bluterbrechen los. Wieder kam Professor Schrötter und wollte mich behandeln, aber ich legte einen geladenen Revolver auf das Nachtkastel und sagte: „Ich habe gar keine Kraft mehr, aber so viel Kraft habe ich noch, um diesen Alkoholesel zu erschießen.“

Einige Jahre später fühlte ich mich am Lande auf einem Schlosse furchtbar krank. Meine Schwester ließ von der benachbarten Stadt einen sehr gut beleumundeten Arzt kommen und unterrichtete ihn vorher darüber, wieviel ich trinke und rauche. Er kam zu mir, spitzte die Lippen und sagte gleich: „Herr Graf, Sie leiden an einer schweren Nikotin- und Alkoholvergiftung“, und ging weg. Ich fuhr daraufhin trotz Fieber und Unwohlsein nach Prag zu einer Verwaltungsratssitzung, und da ereignete es sich, daß während des Schlafes im Eisenbahncoupé mein Trommelfell geplatzt ist, und daß eine Menge Eiter aus dem Ohr herausfloß. Hätte der Eiter den Weg nach innen genommen, so wäre ich sofort tot gewesen.

Im Jahre 1915 kehrte ich im März schwer krank von der Karpathenfront zurück. Ich schicke voraus, daß ich zwei Monate lang weder etwas zu trinken noch zu rauchen bekommen hatte. Die Schwiegermutter meines Bruders schickte mir ihren Leibarzt, einen Professor. Informierte ihn aber vorher bezüglich meiner Tabak- und Alkoholgenußartikel. Der brave, sonst so kluge Mann kam und konstatierte etwas Bronchitis mit schwerem Alkoholismus. Als er das tat und ich sah, daß jeder Arzt, wie immer er heißen möge, im Vorhinein nur eine Krankheit kennt, schickte ich um einen Tierarzt in die Hofstallungen, mit dem ich bei den acht Dragonern gedient hatte, und der Muki hieß. Vielleicht lebt er noch. Dieser Mann untersuchte mich und sagte: „Du mußt dich röntgenisieren lassen.“ Er führte mich zu Holzknecht, und da stellte sich heraus, daß ich an einer Perforation des Zwölffingerdarmes und an einer Adhäsion des Darmes an den Leberklappen litt und daß ich minütlich zwischen Leben und Tod schwebte.

Für diese hier erwähnten Tatsachen gibt es überall Zeugen in Hülle und Fülle. Aus dem müssen wir Trinker und Raucher unbedingt den Schluß ziehen, daß wir, wenn wir krank werden, uns nur von Tierärzten behandeln lassen können, denn diese hören auf den Hochschulen nichts von den Märchen der Drachen Nikotin und Alkohol.

Bad Wildungen

für Niere und Blase

Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiß · Zucker ·
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

M A X E

Maxe wird vielleicht Weltmeister am 12. Juni. In Deutschland dürfen sich drei Städte um ihn streiten. In Hamburg wurde er begonnen, in Köln brach er seinen ersten Vertrag, in Berlin besiegte er Daniels, Bonaglia und Diener. Aus Berlin brannte er nach Amerika durch, das ihm seine größten Gagen gab und noch größere geben wird.

Max Schmeling machte seine Laufbahn in Karriere.

1926 rief er um Hilfe, um irgendeinen Kampf für achtzig Mark zu kriegen. Anfang 1929 mußte er in U.S.A., infolge des Versagens seines Managers Bülow (der ihn damals, als er um Hilfe rief, allerdings über Wasser gehalten hatte), für viertausend Mark antreten. Wenige Monate später bekam er für den Kampf gegen Paolino schon Zweihundertfünfzigtausend. Wenig beachtet landete er im Herbst, im Frühjahr war er schon der meist umprozessierte und aussichtsreichste Schwergewichtler.

Max ist ein zweiter Mann vom Tunney-Typ: Erst der Kopf, dann die Faust. Tunney machte sich unbeliebt, weil er einen Sieg auf lange Distanz einer Niederlage im Nahkampf vorzog. Die Menge wollte Keile sehen und keine Kunst-Lektion kriegen. Die Menge war mit Dempsey, auch als er verlor (ein unerhörter Fall!), sie ist mit Schmeling, der gewinnt. Schmeling ist von Fortuna vielfach bevorzugt. Sie gab ihm die seltensten Chancen, die köstlichste Konjunktur, die festeste Faust und vor allem — ein Gesicht, das dem Jack Dempseys zum Verwechseln ähnlich ist. Auf dieses Gesicht hin machte er seine Blitz-Karriere, die freilich nicht so eingeschlagen hätte, wenn nicht hinter diesem Gesicht auch Willen, Körper und Können gewesen wären.

Max Schmeling hielt seinen Einzug, „ein neuer Dempsey“. Die Menge, die ausnahmsweise ein Idol nicht vergessen hatte, obwohl es gestürzt war, die es weiter geliebt und auch gewartet hatte, daß ein Wunder geschähe und das Idol wiederkäme, sah es wiederkommen. Man zweifelte zuerst noch. Die Ähnlichkeit konnte auch bloß äußerlich sein, aber als Max Schmeling wie Dempsey losging, „colour“ ins Bild brachte, Farbe bekannte, feurige Farbe, dann begeisterte man sich rückhaltlos für den Deutschen. Die Deutschamerikaner bejubelten ihn als Landsmann, die Amerikaner als „Dempsey Nr. 2“, *the German Dempsey*.

Das schließt nicht aus, daß das Denkmal des richtigen (i. e. des alten) Dempsey noch einmal ausgegraben und dem neuen Mann entgegengestellt werden wird. Die Yankees werden sich die Weltmeisterschaft nicht ohne weiteres nach Deutschland exportieren lassen; es klebt zu viel business dran und Prestige. Schmeling muß ja erst gegen Jack Sharkey zeigen, ob er wirklich der beste der jungen Garde ist. Sollte ihm das glücken, dann wird Jack Dempsey an die Front gerufen werden „für das Vaterland“. Wer käme nicht gern, wenn die Liebe des Volks zur Vaterlandsliebe rief, wenn es doch höchstens gilt, vor des Gegners Fäusten im Ringe der Ehre zu fallen, und wenn dieser Fall auf jeden Fall zwei oder drei Millionen Mark einträgt. Jack Dempsey wird kommen, und mit ihm die ganz große Sensation, der wirkliche „Kampf des Jahrhunderts“, wie der selige Tex Rickard alle seine Weltmeisterschafts-Veranstaltungen überschrieb. Dempsey Nr. 1 wird gegen Dempsey Nr. 2 stehn, der dann Sechsenddreißigjährige gegen den Vierundzwanzigjährigen, der von Tunney zweimal Zerschlagene gegen den wenig Mitgenommenen, der *Abgegangene gegen den Aufgekommenen*. Und endgültig wird Max Schmeling Dempseys Schatten abschütteln, wenn er auch Dempseys Gesichtszüge wird behalten müssen. Es werden bis dahin seine eigenen geworden sein.

Dr. Willy Meisl.

James Joyce feiert seine silberne Hochzeit.

Wer ist James Joyce? Doch nicht dieser Herr da mit dem rötlichen Bocksbärtchen, schlankwüchsig wie ein Jüngling und von so feiner, raffinierter Eleganz, mit dem hellen Smoking und Pums am hellen Nachmittag? Ist das der Herr des Hauses? Er geht so schnell und sicher durch seine Räume, und doch soll er halb blind sein? Aber wahrhaftig, seine Brille ist viele Millimeter dick. Er ist's also doch. Und feiert heute seine silberne Hochzeit? Nein, das machen Sie mir nicht weis. Er, der bissigste Bürgerschinder, soll solch eine bourgeoise Zeremonie geben, und dazu noch offiziell, mit namhaften Besuchern? Na ja, vielleicht eine irische Sitte. Was irisch ist, kann uns auf dem Kontinent nimmer bürgerlich erscheinen.

Im Kreise seiner Familie. Die herrlichste Gattin die es gibt. Zwei sehr begabte Kinder: der Sohn, 20jährig, singt, er hat die Stimme geerbt, die Europa vielleicht eins seiner sichersten Genies gekostet hätte, denn James Joyce sollte zuerst Operntenor werden! Die Tochter tanzt, und gerade ist ihr ein verlockendes Engagement nach Deutschland angeboten worden.

Hier wird silberne Hochzeit gefeiert. Der Bürger Joyce, der in Paris wohnt, ohne in Paris zu leben, den man nirgends antrifft, der nie ausgeht, liebt es, seinen Freunden und Bewunderern kleine Feste im Hause zu geben: so z. B. gelegentlich einer neuen Ausgabe seines „Ulysses“ oder zur Feier der Beendigung eines Abschnitts seines neuen Romans „Work in Progress“, wo er ein Kapitel mit unsagbar schneller und scheuer und inspirierter Stimme vorlas (was übrigens auch auf Grammophonplatten registriert wurde) oder jetzt zur silbernen Hochzeit. Sein ganzer Kreis ist versammelt: Schriftsteller von Montparnasse und aus den Deux Magots, irische Lyriker und die Gruppe amerikanischer Dichter, die sich um „Transition“ schart. Es wird urgemütlich, und James Joyce singt seinen Gästen ein selbstkomponiertes Volkslied, mit jener herrlichen Stimme, die ihm beinahe zum Unglück gereicht wäre.

Zum Unglück? Und wer will behaupten, daß dieser große, immer verfolgte Dichter heute behaglich glücklich sei? Sicher ist kein Europäer einsamer, mönchischer als der Vater des „Ulysses“ im Herzen von Paris und im Kreise seiner Familie. Er, der bürokratisch ernst von morgens neun Uhr bis in den Abend hinein an einem unbequemen Eßtisch arbeitet, vereinigt die stärksten Gegensätze in sich, und wer weiß, ob er nicht auserkoren ist, eine Kultur wie die amerikanische aus den Angeln zu heben.

I. G.

Guy de Pourtalès

AMOR FATI

Nietzsche in Italien

Das jüngste Buch von Guy de Pourtalès ist soeben unter dem Titel AMOR FATI, Nietzsche in Italien, erschienen. Zum erstenmal erfahren wir Genaueres über die Beziehungen Nietzsches zu Cosima Wagner, die bis in die Tage seines Zusammenbruchs seine „Ariadne“ blieb, zum erstenmal auch hören wir anstelle von unbeweisbaren Gerüchten und halben Mutmaßungen die Wahrheit über seine Liebe zu Lou Salomé. Pourtalès Darstellung ist warmherzig ohne Vorbehalt, ohne Parteinahme, einzig dem Künstlerischen seines Stoffes zugewandt. So entstand ein fast heiteres Buch, das uns den allerbilligen Mythenbildung entkleideten daseinsbejahenden, dionysischen Menschen Nietzsche schenkt.

Mit 8 Tafeln in Kupfertiefdruck

Broschiert . . . 6.— RM
Ganzleinen . . . 8.50 RM
Ganzleder . . . 12.— RM

URBAN-VERLAG / FREIBURG IM BREISGAU

BÜCHER-QUERSCHNITT

HEINRICH EDUARD JACOB, *Blut und Zelluloid*. Roman. Ernst Rowohlt, Berlin.

Dieser außerordentliche Schriftsteller hat etwas, zumindest in Deutschland, außerordentlich Seltenes, ich möchte es das Horazische nennen. Schwer in Kürze zu umschreiben — vor allem ein Könnertum, dessen tiefster Antrieb eben dies eigene Könnertum ist, was, dies muß gesagt sein, in seiner höchsten Art durchaus nicht etwa Formverspieltheit bedeutet, da sein Maß und seine Rechtfertigung immer wieder Wahrheit sein muß. Aber wer hätte heute den reinen Mut dazu? Also ist ein Thema nur in waghalsigem Sprung zu erreichen. Dieser — hier gelungen — stürzt in die abenteuerliche Geschichte eines Films und seiner geheimen Verflechtungen mit Politik; das gefährliche Miasma der Filmbezauberung ist bis ins Mark der europäischen Unruhe gedeutet, die mit Blick und Herz des selbstverständlich guten Europäers beschworen wird. Weit gespannt zwischen Berlin, Paris, Sardinien, zwischen jüdischen Berlin-Menschen, jungen italienischen Aristokraten, sardinischen Räufern, Diplomaten — Mensch und Landschaft mit mediterraner Lust an Klarheit und Nüancen gesehen. — Nach der bezaubernden „Jacqueline“ erwartet man mit Vergnügen eine Kultur der Sprache, die fast schon Haut- und Nervensensationen zu bieten imstande ist. In dieser reichen und biegsamen, entwickelten und geübten, tönenden, musikalischen Sprache hört man im weit gewölbten Sprachraum von 1930 von ferne die heiligen Quellen der deutschen Romantik rauschen. Diese Sprache ist von hoher Eleganz und dabei ganz deutsch. Aber da scheint auch eine Gefahr deutlicher zu werden. In der inneren Technik Jacobs, so als ob er weniger Handlung und Menschen erzählen, erzeugen, als vielmehr sie im Sprachspiegel erscheinen lassen wollte; im Sprachmedium selbst sind Handlung und Sprache wieder kontrapunktiert. Höchst reizvoll — aber es scheint, daß der Schriftsteller zuweilen den Erzähler überwältigt, was sich auch so ausdrückt: hier ist Geist, aber das Bittere am Geiste (Wohlgeschmack der großen Erzähler, den wir am meisten lieben) wird oft allzu aromatisch verflüchtigt. Dennoch bleibt ein beschwingtes, spirituelles, sehr interessantes Buch. Ernst Schwenk.

WILHELM HAUSENSTEIN, *Meister und Werke*. Knorr & Hirth, München. Wenn Wilhelm Hausenstein sich weiter so entwickelt, werden wir Aussicht haben, endlich mal wieder einen lesbaren Kunsthistoriker zu besitzen, d. h. er würde gleich entfernt sein von diesen Leuten, die uns mit trocknen Deduktionen ausdörren, und den anderen, die uns mit schönheitstrunkenen Phrasen seekrank machen. Und er würde, wie man das bisher nur in Frankreich hatte, kultiviert, vielwissend und trotzdem unpräzise schreiben. In den ausgezeichneten Aufsätzen dieses Buches ist zweifellos sehr viel Wissen und Anschauung, beides ist gleichzeitig enthalten, aber es würde vielleicht bei einer gewissen Dämpfung des Pathos aus Ergriffenheit nur noch gewinnen. Denn schließlich hat man es nicht besonders gern, wenn andre begeistert sind. Man möchte sich diesen Zustand selber vorbehalten, und möchte möglichst nur das Material entgegennehmen. Aber auf alle Fälle ist der Autor des „Nackten Menschen in der bildenden Kunst“ von ehemals kaum wiederzuerkennen. H. v. W.

JOE LEDERER, *Musik der Nacht*. Roman. Universitas-Verlag, Berlin. Die delikatesten Hände eines Kritikers müßten erst gefunden werden, imstande, dieses überaus zarte Gebilde, diesen Roman einer Nacht, der letzten der Liebe und dem Tode hingeschenkten Nacht eines jungen Mädchens, anzufassen, ohne daß diese wundervoll berückend erzählte, erfundene, geschaut Geschichte ihren zarten Blumenschmelz verliere, das Duvé ihrer Haut, des Tiefsten, was der Mensch besitzt, die Haut meine ich. Man kennt die Verfasserin aus einem ersten Buch. Man sieht aus diesem zweiten, wie sich ihre Begabung vertieft und diszipliniert hat. Bis ins Letzte ist der abgesteckte Raum dieser Novelle gefüllt. Kein Wort steht zufällig da. Meisterhaft, wie sie, diese Frau, den tragischen Ablauf mit kleinen überaus diskret angebrachten komischen Reflexen verstärkt. Und wie sie es mit stupendem Takt zu vermeiden versteht, sich mit einem Mehr an Mitgefühl zu beteiligen als Figuren und Situationen verlangen. Ich mache eine tiefe, dankbare Verbeugung. F. B.

MUNKEPUNKES *Bowlenbuch*.
Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.

Anakreon gibt Bowlen- und Cocktailrezepte. Er mixt die Worte, fachliche, mondäne, besinnliche, mit einer leichtgelenken Meisterschaft, um die ihn jeder Barman beneiden könnte; aber seine Kunst, so behend sie scheint, ist heilig und penibel bemessen. Die dichtenden Sybariten sind ja immer die wirklichen Asketen!... Wenn künftig der Cocktailfreund, an seinem Glase nippend, sagen wird: „Dies Getränk ist ein Gedicht..“, dann mag jedenfalls der Mixer stolz hinzufügen: „... von Munkepunke.“ — Die Ausstattung ist des Gegenstandes würdig; zartfarbig-kokett, für seinen vorbestimmten Platz in Dahlemer Millionärsvillen. —*uh.*

FRIEDRICH SIEBURG, *Gott in Frankreich*. Frankfurter Sozietäts-Druckerei.

Dieses Buch nennt sich einen Versuch, aber es ist schönstes Gelingen. Nie ist Frankreich besser erlebt, visionär und realistisch zugleich erfüllt worden. Man riecht Frankreichs Erde, man schmeckt sein Brot, man spürt den lavendelduftenden Moder seiner Provinz. Die unwandelbare Größe seines Formgefühls. Die gottgewollte Begrenztheit seines Horizonts. Großartige Erdhaftigkeit und notgedrungene Dekadenz. Douce France... Es ist das seelische Abschiedsbekennnis eines Liebenden, dessen Leidenschaft klaren Erkenntnissen standhält. Kaum ein anderes Land, das so falsch beurteilt wird wie Frankreich. Jeder, der dort eine Flasche Parfüm gekauft, bei Prunier Bouillabaisse gegessen und eine Rundfahrt Paris la nuit gemacht hat, bringt seine fertige Kritik in der Tasche mit. Wohlwollendherablassend, überschwenglich oder überheblich. Sieburg geht dem Urgesetz französischen Wesens mit fast unheimlicher Klarheit nach. Darüber hinaus rührt er an das innerste Wesen der Dinge überhaupt — an die Menschlichkeit, das „sentiment humain“, das nichts mit Humanität zu tun hat. Ein phantastisches Buch. Die Vorrede dazu ein kleines Meisterwerk für sich. Man sollte davon Einzeldrucke auf Bütteln herstellen. *Anita.*



NEUERSCHEINUNG

MICHAIL SCHOLOCHOW

DER STILLE DON

Roman der Donkosaken - II. Teil

Das Triebhafte, die Liebe, die sich gegen die alten Sittenbegriffe erhebt, die starke Sinnlichkeit einer gesunden Rasse und die harten, oft grausamen Gebräuche dieses Volkes schildert Scholochow im ersten Teil seines Romans. Im zweiten Teil zeigt er, wie der Krieg in die Welt der Kosaken einbricht. Immer wilder schäumt der Fluß, da ein Abgrund — und wie ein Wasserfall stürzt das Menschenschicksal in die Tiefe. Es ist Revolution. Sitten und Gebräuche, heilige Traditionen und Gewohnheiten zerschellen, soziale Verhältnisse werden auf den Kopf gestellt, Untergründe des Menschenlebens werden aufgedeckt.

Etwa 550 Seiten

Brosch. etwa 5 RM, Leinen etwa 7 RM

Ende 1929 erschien: DER STILLE DON

Roman der Donkosaken - I. Teil

482 Seiten - Broschiert 5 RM, Leinen 7 RM

Die Einbände schuf John Heartfield
Jeder Band ist in sich abgeschlossen

**VERLAG
FÜR LITERATUR UND POLITIK
WIEN-BERLIN**

FRANZ MEHRING, *Die Lessinglegende*. Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Berlin. Das Buch, eines der wesentlichsten Dokumente deutscher Verstandesklarheit, ist noch immer zu unbekannt. Denn der Illusionismus, der die wirkliche Welt in ein heroisches Gemälde umfälscht, sitzt auch bei denen, die sich weiß Gott wie linksgeistig vornehmen, zu tief. Lesen Sie dieses Werk, und Sie können ohne Schaden für Seele und Magen zehn Fridericus-Filme nacheinander ansehen! —*uh.*

W. E. SÜSKIND, *Jugend*. Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Dieser Roman gehört zu den repräsentativen Büchern der Nachkriegsgeneration; alles, was für diese Generation in einem befremdenden oder sympathischen Sinne kennzeichnend war und ist, findet sich hier natürlich und eindeutig geprägt und darstellerisch erhärtet. Die Nachkriegszeit, wie sie mit ihren freiheitlichen Verwirrungen und im „Zerbröseln alles Festen“ von den jungen Leuten erlebt wurde, die eben ins Leben hinaustraten, um alsdann im Verlauf weniger Jahre schmerzlich zu spüren, daß all dies Heftige, Sprudelnde, Bunte nichts als Irrtum und Unordnung, kurz, daß es gar nicht das Leben war — diese seltsame und irritierende Zeit ist der Held des Süskindschen Buches. Frei von aller Kritik, gelangt sie ungeschwächt in ihrer sinnlichen Vielfältigkeit zur Darstellung, und alles menschlich Individuelle, dessen es in diesen Schilderungen genug gibt, ist ihr in einer tiefen, unlöslichen Hörigkeit verknüpft; als aber sie, die verrückte Zeit, mit Plötzlichkeit zu Ende ist, da stehen die jungen Menschen entlassen, und vor ihnen liegt, unbetreten noch, das große, weite Ungewisse, das Leben. Aber repräsentativer noch als in diesem Thematischen ist Süskinds Buch für die Nachkriegsjugend in seiner geistigen Haltung und in seinen künstlerischen Mitteln: in der Art namentlich, wie hier die Wahrheit gesagt und versinnbildlicht ist — mit einem fast graziös-trockenen Revolutionarismus, mit einer sanften, unschuldigen Pietätlosigkeit, die mühelos und rein instinktiv aller Tendenz und Ueberakzentuierung ausweicht, und mit einer wahren Flut, einem unaufhörlichen Prasselregen aufs schärfste und körnigste formulierter, selbsterlebter Reaktionen. Ja, wäre im Verborgenen dieses Buches nicht eine ganz unerbittliche geistige Kontrolle wirksam, so könnte man es fast seelen- und sinnen-dokumentarisch für die Nachkriegsjugend, man könnte es ein Dokument nennen. Indes, es ist mehr, es ist eine Dichtung. Dazu wird es erhoben von dem Impuls, der es am innigsten beherrscht: der legislativen Sehnsucht, dem vehementen, zeugungskräftigen, jugendlichen Drang nach geistiger und ästhetischer Schönheit.

Joachim Maass.

EDGAR LEE MASTERS, *Der Hochzeitsflug*. F. G. Speidel Verlag, Wien.

Upton Sinclair, der einleitend diesen Roman überaus lobt, hat einen pathetischen Geschmack. Die Ehe der bäuerlich lebenden Großeltern dieses Romans ist eitel Glück und Liebe. Bei den schon städtischer lebenden Kindern gehts mit Liebe und Ehe schon schief. Und bei den Enkeln wirds Mord und Totschlag. Das ist von dem Verfasser, einem Rechtsanwalt in Chicago, erzählt in dem Staccatostil einer stenographischen Aufzeichnung, gewissermaßen protokolliert. Gewiß tun sich die heutigen Menschen etwas schwer mit Liebe und Ehe. Das Männchen scheint seine fünftausendjährige Rolle ausgespielt zu haben, liegt in Krämpfen des Sterbens. Und das Weibchen kennt seine neue Rolle noch nicht. In diesem welthistorischen Augenblick halte ich es nicht mit den Pathetikern wie Masters, sondern mit den Ironikern wie Aldous Huxley, dessen Roman „Parallelen der Liebe“ (Inselverlag) ein großes Meisterwerk ist. Ich halte es mit dem Satz des Grammatikers Diomedes, der als den Gegenstand der Komödie nennt: *amores et virginum raptus*.

F. Blei.

CLARA VIEBIG, *Charlotte von Weiß*. Ullstein-Verlag.

Mit bewährter Kunst und Technik gibt Clara Viebig die Chronik des Lebens der Charlotte von Weiß, einer guten Tochter, vorbildlichen Gattin, Geheimrätin und Giftmörderin. Wie aus lauter hervorragenden Eigenschaften — Schönheit, Leidenschaftlichkeit, Selbstbeherrschung, Geist — in einer Zeit, deren Zucht wenigstens bei der Frau Hervorragendes nicht duldet, im friderizianischen Preußen nämlich, die Lust zum Verbrechen wächst, zum zwecklosen Verbrechen, das nichts gewährt als die Bestätigung der Ueberlegenheit des Talents über die Mittelmäßigkeiten, wird mit einer ruhigen Meisterschaft geschildert, die die Abseitigkeit des Stoffes vergessen läßt. *G. U.*



SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

- „Murmeldes Lüftchen“ (Jensen-Zadora), Valse aus „Sylvia“ (Delibes-Zadora). Grammo-
phon 23023. — Vorbildliche Klavierplatte. Warum gibt es keine Zadoraplatten mit
Liszt-Etuden oder Paganini-Variationen?
Etuden in As-dur, F- und Cis-moll (Chopin). Klav. Claudio Arrau. Electrola E. G. 1500.
— Vornehm-geschmacksichere Interpretation.
Etuden in E-dur, A-moll (Chopin). Alexander Brailowski. Grammophon 95323. —
Mächtiger Steinwayton, flüssiges Spiel.
Marschpotpourri (E. Kaiser). Dir. C. Woitschach. Ultraphon E. 332-34. — Prachtvolle
Sammlung historischer Märsche vom 15.—19. Jahrhundert, technisch hervorragende
Aufnahme!
L'Apprenti-Sorcier (Ducas). New-Yorker Philharmoniker. Dirigent Arturo Toscanini.
Electrola E. J. 470. — Toscanini macht aus diesem eulenspiegelnden „Zauberlehrling“
ein Wunder an Brio, Klangtransparenz und Dramatik. Unerreicht!
Zigeunerweisen (Sarasate). Cello: A. Földesy. Klav.: Dr. Günther. Homocord 4-9051.
— Kultivierte Puszta-Wildheit, verblüffende Klangeffekte.
Ungarische Lieder mit Czardas und „Joi mamam“ aus „Czardasfürstin“ (Kálmán). Lajos
Riss-Zigeunerorchester. Ultraphon A. 370. — Lehrreiche Gegenüberstellung echter
und (gut) imitierter Zigeunermusik. Ia Reproduktion.
„Zigeunerbaron“ (Joh. Strauß). Staatskapelle, Dir. Meyrowitz. Ultraphon A. 324. —
Stets reizvolle, unverwüstliche Ouvertüre.
Iberia-Suite (Albeniz). Symph. Orch. v. Madrid. Dirig. Arbos. Columbia S. 1008. —
Brennend interessante folkloristische Studie, auffällig helle Tongebung.
„Guglielmo Ratcliff“-Vorspiel und „L'amico Fritz“-Intermezzo (Mascagni). Symph. Orch.
von Mailand. Dirig. Gino Neri. Homocord 4-9043. — Trefflich gespielte und
reproduzierte Rarität. Ideale Kinothek!
„Zampa“-Ouvertüre (Herold). Berliner Konzert-Orchester. Dirig. O. A. Evans. Tri-
Ergon 1185. — Frische, klang süffige Unterhaltungsmusik.
Rio Rita-Potpourri. Bidgood-Orchester mit engl. Refrain. Orchestrola 5073. — Selten
schmissiger Vortrag, deutliche Aussprache, charmante Wiedergabe.
Wiener Operettenrevue (Robrecht). Staatsorch. Berlin. Dirig. Dr. Weißmann. Odeon
11187. — Künstlerisch gehandhabt, angenehm zerstreud.
Concerto I (Paganini). Staatsorch. Dir. Schmalstich. Electrola E. H. 418. — Kaum ge-
kannte Komposition, trefflicher Geiger, jugendfrische Musikalität.
„Glarner Chüedreggeler“ gespielt von Kapelle Schwyzerhüsli. Orchestrola Nr. 2341. —
Fehlerloses Klarinetten-Presto — aufmunternde Almatmosphäre.
Orgel-Konzert B-dur (Händel). Organist Hebestreit. Im Hohen Dom, Paderborn.
Grammophon 22721. — Schade, daß die Wirkung der pompösen Musik durch Raum-
leere beeinträchtigt wird.
D-moll-Fuge (Bach). Organist Stanley Marchant, St. Pauls Cathedral, London. Elec-
trola E. H. 417. — Ausgezeichnetes Spiel, leider störender Nachhall.
Walzer-Potpourri III (Robrecht). Ultraphon-Orch. Dir. Mackeben. Ultraphon 330. —
Wer hätte dem perfekten Jazzisten solch Walzen mit allen Schikanen zugetraut?
„Karneval der Tiere“. Musikalischer Scherz von Saint-Saëns. Rezitator (m. Orch.)
H. Probst. Homocord 4-9041. — Gallischer Esprit, feinsinnige Illustrierung, gut
reproduziert.
Boléro (Ravel). Lamoureux-Orchestre, Paris. Dirig. Ravel. Grammophon 66947-48. —
Obstinate Wiederholung orientalischen Motivs, raffiniert orchestriert, suggestive
Rhythmen.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwort-
lich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Osterreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co.,
G. m. b. H., Wien 1, Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag.
Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner
durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

Deutsche Kunst- und Auktionshäuser mit ihren Spezialitäten

BERLIN

Gemälde alter Meister	DR. BENEDICT & CO. Berlin W 9, Bellevuestraße 11 a
Gemälde alter Meister Antiquitäten	JULIUS BÖHLER Berlin W 10, Viktoriastraße 4a
Haus für moderne Gemälde und Graphik Wechselnde Ausstellungen	GALERIE I. CASPER Berlin W 10, Lützowufer 5
Gemälde alter Meister	GALERIE VAN DIEMEN & CO. Berlin W 9, Bellevuestraße 11 a
RENOIR und lebende Meister	Galerien FLECHTHEIM Berlin W 10, Lützowufer 13 Düsseldorf, Königsallee 34
Antiquitäten / Alte Gemälde	J. & S. GOLDSCHMIDT Berlin W 10, Viktoriastraße 3/4
Kostbare Bücher, Handschriften und Farbstiche	PAUL GRAUPE Berlin W 10, Tiergartenstraße 4
Alte Meister / Impressionisten	Galerie MATTHIESEN Berlin W 9, Bellevuestraße 14
Moderne Meister	GALERIE FERDINAND MÖLLER Berlin W 35, Schöneberger Ufer 38
Antike Rahmen RESTAURIERUNGEN, Rahmenkopien Dépositaire de la maison J. Rotil, Paris	PYGMALION, WERKSTÄTTEN Berlin W 62, Kurfürstenstraße 75
Gemälde alter Meister	GALERIE FRITZ ROTHMANN Berlin W 10, Viktoriastraße 2

Deutsche Kunst- und Auktionshäuser mit ihren Spezialitäten

BERLIN	
Gemälde alter und neuer Meister Gobelins / Aubussons / Antike Teppiche	NEUE GALERIE Schönemann & Lampl Berlin W 9, Friedrich-Ebert-Str. 4
Moderne Meister wie Liebermann, Corinth usw. ferner: Aquarelle und Zeichnungen	GALERIE WEBER Berlin W 35, Derfflingerstraße 28
<i>Spezialität:</i> Deutsche Porzellane Antiquitäten	A. WITTEKIND Berlin W 10, Tiergartenstraße 2a
ANTIQUITÄTEN <i>Spezialität:</i> ALT-CHINA Direkter Import	EDGAR WORCH Berlin W 10, Tiergartenstraße 2
DRESDEN	
Werke von Otto Dix, Feininger, Kandinsky, Klee, Nolde und anderen Meistern	NEUE KUNST FIDES Leitung: Rudolf Probst Dresden/A, Struvestr. 6
FRANKFURT a. M.	
Moderne Kunst	KUNSTHANDLUNG LUDWIG SCHAMES Frankfurt a. M., jetzt: Kaiserstr. 24
KÖLN a. Rh.	
Gemälde von J. G. Dreydorff Radierungen von REMBRANDT	GALERIE ABELS Köln, Komödienstraße 26
MÜNCHEN	
Malerei des 14.—19. Jahrhunderts	Galerie FLEISCHMANN München, Maximilianstraße 1
Europäische Kunst von Goya bis Beckmann	Graphisches Kabinett Ltg. G. Franke MÜNCHEN, Briennerstr. 10
Gemälde erster Meister insbesondere des 19. Jahrhunderts	LUDWIGS-GALERIE Otto H. Nathan München, Ludwigstraße 6
Gemälde alter Meister Kunstwerke früher Epochen	W. SCHNACKENBERG München, Georgenstraße 7

Paris und sein Kunstmarkt

Tableaux modernes	GALERIE MARCEL BERNHEIM Paris, 2 bis, rue de Caumartin
Tableaux modernes	HENRI BING Paris, 20 bis, rue la Boétie Tél.: Elysées 85-94
BUREAU D'ACHAT de tableaux de maîtres et de collections entières Manet, Seurat, Cezanne, Renoir, Corot, Daumier, van Gogh, Degas, Courbet, Derain, Matisse, Picasso, Douanier-Rousseau, Modigliani, Utrillo, Soutine, Goerg, Fautrier etc.	PAUL GUILLAUME Paris, 59, rue la Boétie
Tableaux modernes	GALERIE METTLER Paris, 174, Faubourg St. Honoré
Tableaux modernes	GALERIE PIERRE Paris, 2, rue des Beaux-Arts (rue de Seine)
Tableaux modernes / Estampes	GALERIE COLETTE WEIL 71, rue la Boétie (place St. Philippe) du Roule) / Tel. Elysées 61-15
Tableaux modernes	GALERIE ZAK Paris, Place St. Germain des Prés. 16, rue de l'Abbaye Berliner Vertretung: CLARA LANDAU, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 31

IN PARIS

finden Sie den großen Komfort eines Luxus-hotels zu vernünftigen Preisen 60, Rue des Mathurins. Zimmer mit Bad, auch mit Wehnsalon, Appartements mit Küche auf Tage und Monate. Sehr zentral, Nähe Opéra-Madeleine gelegen. Vornehmes ruhiges Haus.

MADAME COUSIN

Spezialist für Kunsttransporte

CH. POTTIER

14, Rue Gaillon PARIS (2^e)

SPEDITEUR

packt, spediert, verzollt

für die Galerien Flechtheim,

Matthiesen, Goldschmidt, Cassirer usw.



DIE KÖLNER WERK SCHULEN

stellen sich die Aufgabe, die Gestaltungskraft ihrer Schüler zu entwickeln und zu steigern. Der Unterricht umfaßt das ganze Gebiet der bildenden Künste, ohne einem Teil den Vorrang einzuräumen. Alles Lernen und Lehren ist von Anfang an an praktische und verwertbare Arbeit gebunden und alles Entwerfen zielt auf das Ausführen hin bis zur vollständigen Fertigstellung. Das wird ermöglicht durch ein Zusammenarbeiten mit den Werkstätten der Schulen, mit dem städtischen Hochbauamt und durch eine wirtschaftliche Abteilung, die um Arbeitsgelegenheit bemüht ist. Eine Abteilung für religiöse Kunst ist neu angegliedert. • Die entscheidende Voraussetzung für die Aufnahme in die Schulen ist der Nachweis künstlerischer Begabung. • Das Schulgeld beträgt für das I. Semester 75 Mk. • Weitere Auskunft durch die Geschäftsstelle der Kölner Werkschulen, Ubierring 40. Der Direktor: Riemerschmid

30 DEUTSCHE KÜNSTLER UNSERER ZEIT

APRIL BIS 10. JUNI 1930

NASSAUISCHER KUNSTVEREIN WIESBADEN

HERMANN BOLL

Photograph. Reproduktions- u. Verlags-Anstalt

BERLIN W 50

Taurentzienstr. 7b — Tel.: Bavaria 3149

◀ Spezial-Anstalt für Gemälde-
und Skulptur-Aufnahmen ▶

GUSTAV KNAUER

BERLIN W62, WICHMANNSTR. 8

BRESLAU — WIEN

PARIS, 7&9, BOULEVARD HAUSSMANN

Sonder - Abteilung für Verpackung und
Transport von Gemälden u. Kunstwerken

HERMANN NOACK



BILDGIESSEREI

Berlin-Friedenau, Fehlerstraße 8

Telefon: Rheingau 133 / Gegründet 1897

Gießt für: Barlach, Belling, Boehm, Ebbinghaus, Esser de Fiori, Gaul, Koelle, O. Kaufmann, Kolbe, Klimsch, Lehmbruck, Marcks, Reeger, Scharff, Scheibe, Schott, René Sintenis, Tuailon, Vocke, Wolff u. a.

Spezialität: Wachsausschmelzung

GALERIEN FLECHTHEIM

BERLIN W 10
LÜTZOWUFER 13

DÜSSELDORF
KÖNIGSALLEE 34

RENOIR und lebende Meister

AUSSTELLUNGEN

BERLIN

Mai:

RODIN-Aquarelle

Juni:

**Die 51 Bildnisse
der MARIA LANI**

Bronzen

von SIMONNE MARYE

DÜSSELDORF

Mai:

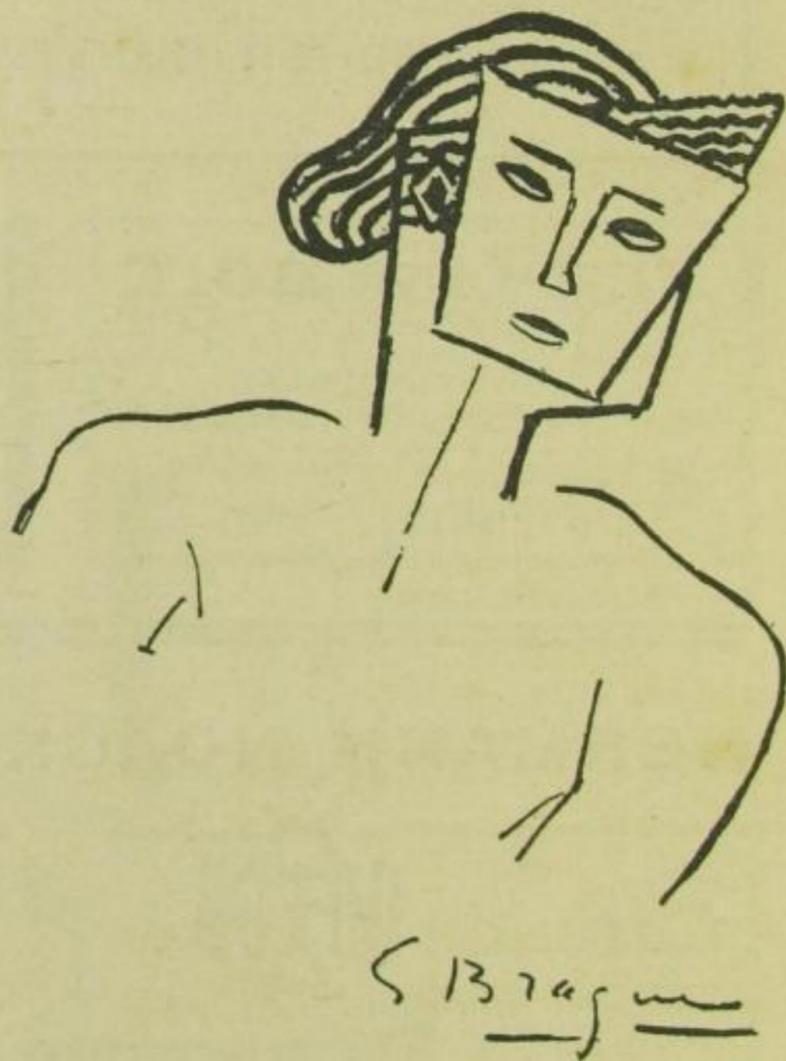
ELIE LASCAUX

Juni: KADINSKI

BASEL (Kunsthalle), August:

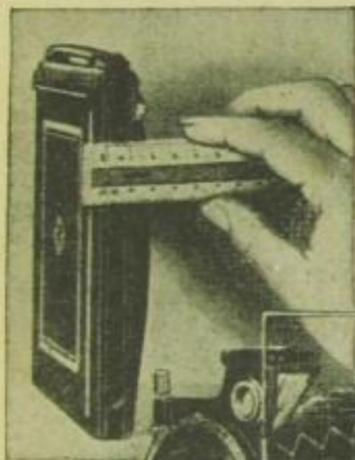
Max BECKMANN

VENEDIG (Internationale Ausstellung) u. a. Baumeister, Beckmann,
Belling, Groß, Hofer, Klee, Kolbe, Sintenis



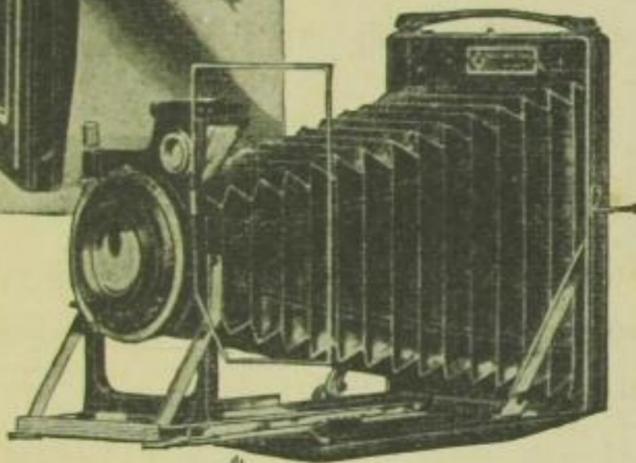
Maria Lani
Zeichnung von Georges Braque

Patent-Etui-Kamera



Modell 1930

Kompur
mit Selbstausröser
dennoch flach, leicht,
stabil wie je.
Druckschrift QA
gratis.



KAMERA WERKSTÄTTEN
GUTHE & THORSCH DRESDEN A

CARLO BAR

DRESDEN

Zentrum im Zentrum
Im Hause der Barberina.
Theater-Restaurant, Ko-
mödie und Prinzeß-Thea-
ter-Kino. 1 Minute vom
Hauptbahnhof. Eingang
Prager u. Reitbahn-Straße

Barkeeper Carlo Accetti

Eine hochbedeutsame Neuerscheinung!

Führende Männer im alten und im neuen Reich

Erinnerungen aus fünfzig Jahren politischer Tätigkeit von

Dr. Hermann Pachnicke

Der bekannte Politiker, der 34 Jahre hindurch an der parlamentarischen Entwicklung und fast 50 Jahre am Leben der Parteien teilnahm, zeichnet hier die Gestalten, wie er sie erlebte, und das persönliche Erleben gibt die besondere Note. In Ganzleinenband 8 RM

Verlag von REIMAR HOBGING in Berlin SW61

WER SEINE
GESUNDHEIT
LIEBT

raucht



ALBERT ROSENHAIN'S

GESUNDHEITS-SPITZE

D.R.G.M. *Dr. Perl* D.R.W.Z.
mit auswechselbarer Patrone

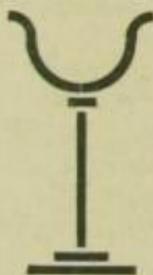
Saugt das Nikotin und die anderen schädlichen Stoffe
des Tabaks auf. Elegante **Geschenkpäckung** mit
10 Dr. Perl-Ersatzpatronen und Reinigern. Ausgesuch-
tes **Bruyère** mit echtem **Bernstein-Mundstück**
im feinen Lederetui

Für Zigarren M. 5,50 • Für Zigaretten M. 4,50
Katalog 107 gratis und franko

ROSENHAIN

DAS HAUS FÜR GESCHENKE
Leipziger Str. 72-74 BERLIN Kurfürstendamm 232

RATS- WEINKELLER DRESDEN



Größtes Weinrestaurant

INHABER: HANS MATTHAES

BILZ

SANATORIUM
DRESDEN-RADEBEUL

Zwei Ärzte. Broschüre frei.
Frauen-, Nerven-, Herz- und
Stoffwechselkrankheiten

BAD HOMBURG

mit seiner glücklichen Vereinigung von kohlensauen Kochsalzquellen und starken natürlichen kohlensauen Bädern; daher hervorragende Heilerfolge bei Magen- u. Darmleiden sowie Herz- u. Gefäßerkrankungen. Homburger Elisabethenbrunnen. Der größte Kurpark Deutschlands. Golf, Tennis, Reiten, Tontaubenschießen, Strandbad. Reiches Veranstaltungsprogramm. / Illustr. Prospekte durch d. Kurverwaltung.

Sie suchen

Licht, Luft, Sonne, Berge, Wald und Wasser sowie reichliche Verpflegung in einem guten Haus

und finden

dies alles in **GOLDIWIL** ob Thuner See, 1000 m bis 1200 m, im **HOTEL-KURHAUS WALDPARK** Bes.: Wilh. B. Kessler

Ihr diesjähriges Reiseziel

Prospekte und Zimmerreserv. durch das Ullstein Reisebüro, Berlin SW 68, Kochstraße 25.

Deutsche Professoren u. Studenten

finden in Paris

ein gemütliches Heim im Hôtel des Balcons, 3. rue Casimir Delavigne am Odéon, Nähe d. Universität. Zimmer mit allem Komfort 3.50—5 RM.

Cochem Perle der Mosel, besuchter Luftkurort, reich an Naturschönheiten. Sehenswürdigkeit Burg, Ruine. Auskunft: Städtisches Verkehrsamt

Bad Kudowa

Kreis Glatz

Herz-Sanatorium!

Kohlens. Mineralbäder d. Bades i. Hause, Aller Komfort, Mäßige Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5.

Köln a. Rh.

HOTEL REICHSHOF

Am Hof 18

Fernsprech-Anschluß: Anno 2736, 5777, 3984
Mit allem Komfort

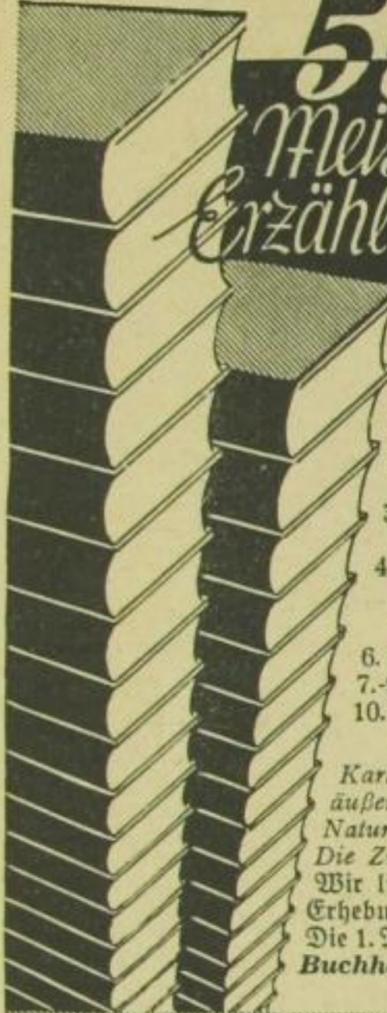
Was hat die heutige Kosmetik vor der Schönheitspflege der Vergangenheit voraus? Dichter und Geschichtsschreiber rühmen stets die Wirkung schöner Frauen. Zu allen Zeiten wußte die Frau ihren Teint, ihr Haar, ihre Zähne zu pflegen, jedoch was früher nur Bevorzugten zugänglich war, ist heute jeder Frau erreichbar. Diesen Fortschritt verdanken wir den gesammelten Erfahrungen vieler Jahrhunderte in Verbindung mit den Errungenschaften modernster Fabrikationstechnik. Für jeden Schönheitswunsch der Frau werden heute zu erschwinglichen Preisen unschädliche Präparate von früher unbekannter Wirksamkeit geliefert. In ganz besonderer Weise sind jene kosmetischen, rein naturgemäßen Erzeugnisse bei den kritischen Verbrauchern beliebt geworden, welche unter der Marke „Bombastus“ (Bombastus-Mundwasser, Bombastus-Zahncreme, Bombastus-Seifen, Bombastus-Präparate für Haar- und Hautpflege) in den Handel gelangen.

Bombastus Theophrastus Paracelsus von Hohenheim — so wurde der mittelalterliche Arzt und Reformator der Medizin genannt, der den Menschen viele wirksame Stoffe aus dem Pflanzen- und Mineralreich dienstbar machte und die moderne Chemie begründen half. Der Name bedeutet eine wissenschaftliche Verpflichtung. Seit über 25 Jahren werden die kosmetischen Bombastus-Präparate bevorzugt und durch das Fachurteil von Ärzten, Zahnärzten und Berufskosmetikern anerkannt.

Wer in diesem Jahre Dresden, das schöne Elbflorenz besucht, der darf nicht versäumen, den Bombastus-Stand in der Halle „Körperpflege“ auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung zu besichtigen.

Amerikanisches und Europäisches für Reise-lustige. U. S. A., Heimat eines aus mächtigsten Quellen gespeisten Fortschritts, Tätigkeitsfeld von Ford, Morgan, Rockefeller erscheint vielen von uns auch heute noch als unerreichbares, sagenumwobenes Märchenland. Es ist uns aber gerade nach dem Kriege sehr viel näher gerückt und wer die Zahlen des transatlantischen Verkehrs verfolgt hat, weiß, wieviel Deutsche auch den Weg nach „drüben“ gefunden haben. Alle kamen interessiert und angeregt zurück. Jetzt ist Amerika als Idee, Methode und Währung fast Schlagwort geworden und zwingt die Verantwortungsfreudigen selbst festzustellen, wieviel Amerikanisches sie für ihren Beruf oder ihr Geschäft brauchen können. Heute ist es nicht mehr erforderlich, wochenlang in den Staaten zu bleiben, heute kann man sogar mit der herrlichen Seereise eine schöne Erholung verbinden. Und diese Gesichtspunkte waren maßgebend für das Ullstein Reisebüro, als es seine 26 tägige Studienreise für die Zeit vom 11. Juli bis 5. August 1930, für die meisten während der großen Ferien, ausschrieb. Die ausgezeichneten Hapagschiffe „Albert Ballin“ (21000 Tonnen) und „St. Louis“ (17000 Tonnen) sind für Hin- bzw. Rückfahrt ausersehen. Vielseitige Landreisen führen von New York nach Albany, Buffalo, den Niagara-Fällen, Philadelphia und Washington. Und der Gesamtpreis beträgt nur 1510 Mark. Alles Nähere ersehen Sie aus dem illustrierten Prospekt, den Ihnen das Ullstein Reisebüro, Berlin SW 68, Kochstraße 25, gern kostenlos zuschickt. Dort werden Sie auch über andere, sehr schöne Ullstein-Reisen unterrichtet, die zum Beispiel vom 5. bis 12. Juni nach Paris, vom 5. bis 19. Juli nach der Schweiz oder vom 12. bis 26. Juli nach Oberitalien führen.

55 Meister-Erzählungen **KARL MAY'S**



Jeder Band etwa 600 Seiten auf weißem, holzfreiem Papier, in Leinenbänden m. mehrfarb. Deckelbild RM 5.-. Jede Abteilung in 5 Bänden nur RM 25.-.

- | | | |
|---|---|--|
| <p>Abteilung I:
 1. Durch die Wüste
 2. Durchs wilde Kurdistan
 3. Von Bagdad nach Stambul
 4. Durch das Land der Skiptaren</p> <p>Abteilung II:
 6. Der Schut
 7.-9. Winnetou I-III
 10. Drangen und Datteln</p> | <p>Abteilung III:
 11. Am Stillen Ozean
 12. Am Rio de la Plata
 13. In den Nordbergen
 14.-15. Old Surehand I-II</p> <p>Abteilung IV:
 16.-18. Im Lande d. Mahdi
 19. Kapitän Kaiman I-III
 23. Auf fremden Pfaden</p> <p>Abteilung V:
 20.-22. „Satan u. Schariot“
 24. „Weihnacht“ [1-3
 25. „Jenseits“</p> | <p>Abt. VI-IX s. Prospekt</p> <p>Abteilung X:
 46. Die Juweleninsel
 47. Professor Vigliani
 48. Das Zauberwasser
 49. Himmelsgedanken
 50. In Mekka</p> <p>Abteilung XI:
 51. Schloß Rodriganda
 52. Vom Rhein zur Mapimi
 53. Benito Suarez
 54. Trapper, Geierschnabel
 55. Der sterbende Kaiser</p> |
|---|---|--|

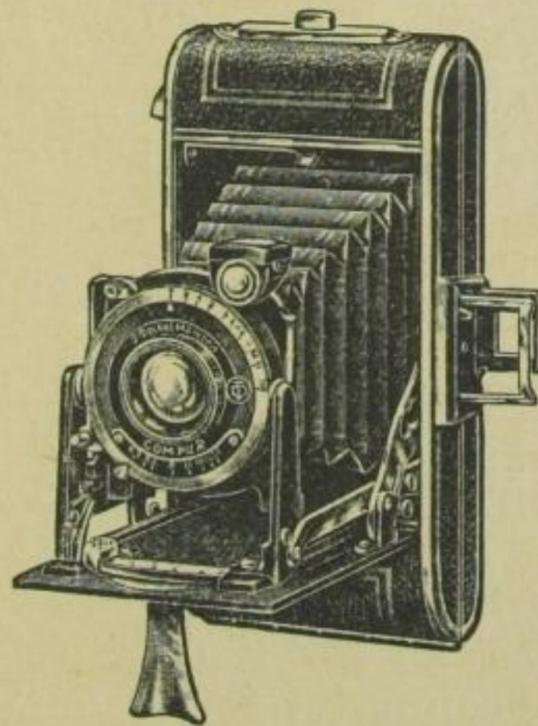
Karl May's Reiseerzählungen erzielen ihre überragende Beliebtheit nicht nur durch äußerst spannende Handlung, sondern auch durch die farbenreichen anschaulichen Naturschilderungen und durch ihren geographischen und ethnographischen Inhalt. Die Zugkraft dieser Werke beweist die Auflage von über 5 Millionen Bänden. Wir liefern jede Abteilung oder 5 beliebige Bände auf Wunsch auch ohne Erhebung eines Teilzahlungszuschlages gegen Monatsraten von nur RM 4.- Die 1. Rate wird bei Empfang nachgenommen. Ausführliche Prospekte kostenlos u. frei.
Buchhandlung Bial & Freund, Abt. 132, Berlin S 42, Alexandrinenstr. 97
Postscheckkonto 296 52

Welta

Das ist die

Welta-Perle, die kleinste FIX-FOKUS- KAMERA!

Verlangen
Sie bitte Katalog 909



Ein Griff —
und die Kamera ist
aufnahmebereit

WELTA KAMERA WERKE
G M B H **FREITAL, 2**

Für Sonne und Sport



Karosserie mit den Sonnenseiten des offenen Wagens vereint, der Traum der Sportsdame — der Stolz des Herrenfahrers — ein Modell, das Aller Augen auf sich lenkt, wo immer es erscheint.

ADLER

Gedruckt im Ullsteinhaus